6/1985 PREIS 0,80M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Umgesetzte Ideen

Forschungsinstitut „Manfred von Ardenne“

Züge übers Meer

Fährprojekt Mukran—Klaipeda

Seebären auf großer Fahrt

Von den Liegeplätzen im Fernen Osten zur Küste des Schwarzen Meeres

Wissenschaft
Das Forschungsinstitut „Manfred von Ardenne“ **Seite 4**

Erdgastrasse
10 Jahre Erdgasleitungsbau der DDR in der Sowjetunion – Gedanken eines Trassenbauers **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Sport
Vierzigjährig erfüllt sich Faina Melnik einen Kindheitstraum – sie studiert Medizin **Seite 16**

Kosmos
Vor zwanzig Jahren erster Ausstieg im All **Seite 18**

Wetterkapriolen
Väterchen Frost in Armenien **Seite 20**

Bildfeuilleton
Ein heißes Vergnügen **Seite 22**

Memoiren
Kapitulation in Karlshorst **Seite 26**

Dokumentation
Sie sahen auf den Grund der Dinge **Seite 28**

Musik
Das Phänomen Swjatoslaw Richter. Zum 70. Geburtstag des Pianisten **Seite 30**

Theater
Aitmatows „Der Tag zieht den Jahrhundertweg“ im Leipziger Schauspielhaus **Seite 32**

Literatur
Muchtar Auesow: „Der graue Wildling“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Die zwölf Monate“ **Seite 40**

Polemik
Die neue Armut **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Wirtschaft
Über das Werden der Fährverbindung Mukran (DDR)–Klaipeda (UdSSR) **Seite 46**

Zoologie
Seebären ziehen um **Seite 52**

Titelfoto
Den Seebären vor der großen Reise fotografierte O. Popow

Redaktionsschluß für dieses Heft: 11. 3. 1985

Sauberer Himmel über uns

Von Jewgeni Chaldej, ehemaliger sowjetischer Frontfotokorrespondent

Irgendwo in Sewastopol, mitten im Krieg, fand ich ein Foto: die Siegesparade der faschistischen Truppen durch das Brandenburger Tor nach dem Fall von Paris. Ich habe das Bild in mein Notizbuch gesteckt und durch halb Europa getragen. Wenn mich die Kugeln verschonten, wollte ich mein Bild vom Brandenburger Tor machen. Mein Bild. Und ich habe es gemacht.

Am 2. Mai 1945, frühmorgens. Berlin brannte. Vor dem Brandenburger Tor standen, die Gesichter vom Rauch geschwärzt, unsere Panzerfahrer. Auch der Dichter Jewgeni Dolmatowski war da und Roman Karmen, der später so berühmt gewordene Filmregisseur. Ich zeigte ihnen das deutsche Foto von 1940 und ich machte mein Bild. Aber das blieb nicht meine einzige Aufnahme vom Brandenburger Tor.

Als ich wenige Tage danach über den Platz vor dem Tor ging, stand dort auf einem kleinen Podest ein Mädchen und regelte mit zwei Fähnchen den Verkehr. Ich war ihr schon an der Oder und dann noch einmal in einem Berliner Vorort begegnet. Ihr Name: Maria Limanskaja. Natürlich habe ich sie fotografiert, im Hintergrund das Brandenburger Tor. Als nun bald vierzig Jahre vergangen waren, habe ich sie gesucht und schließlich besucht. Ihr Heimatdorf Staraja Poltawka liegt in der Wolgasteppe, nicht weit von Wolgograd. Von dort ist sie in den Krieg gezogen, dorthin ist sie zurückgekehrt. Maria war gerade achtzehn, als man sie und einige Freundinnen ins Wehrkommando rief. Wenige Kilometer entfernt tobte die Schlacht um Stalingrad. Ein Offizier fragte sie: „Mädchen, wenn die Armee euch riefe, würdet ihr kommen?“ Die Mutter brach in Tränen aus, als sie erfuhr, wozu sich ihre Tochter entschlossen hatte. Sie weinte und packte Marias Sachen zusammen.

Zuerst kam Maria in ein Reserveregiment, wo sie Mützen und Fausthandschuhe nähte. Das war nicht nach ihrem Geschmack. Im Früh-

jahr 1943 lernte sie in drei Tagen, wie man mit Fähnchen oder Taschenlampen den Verkehr regelt, und marschierte mit der Armee aus der heimatlichen Steppe bis vor das Brandenburger Tor. Sie hat am Don gestanden, auf der Krim, in Belorußland, in Polen, sie wurde verwundet und kehrte auf ihren Posten zurück, und sie sah manche Kameradin fallen.
Am Morgen des 9. Mai 1945 versieht Maria ihren Dienst am Brandenburger Tor.

Vom Reichstag her kommt ein Lastwagen. Der Fahrer schreit: „Schwesterchen, wir haben gesiegt! Der Krieg ist vorbei!“ Und er wirft ihr ein Päckchen Papyrossi zu. Sie fängt die Zigaretten auf und ruft: „Wozu? Ich rauche doch nicht…“ Und der Fahrer schreit zurück: „Macht nichts! Als Geschenk – ich habe nichts anderes…“ Maria schwenkt ihre Fähnchen, und die Tränen laufen über ihr Gesicht.
Von Berlin wurde Maria nach Potsdam kommandiert. Eines Tages, sie steht auf Posten, kommt eine Autokolonne auf sie zu: Winston Churchill, der englische Premierminister, fährt zur Eröffnung der Potsdamer Konferenz. Kurz vor ihr bremst der vorderste Wagen. Ein Dolmetscher bittet sie näherzutreten. Sie meldet sich militärisch: „Gefreiter Maria Limanskaja.“ Churchill, die unvermeidliche riesige Zigarre in der Rechten, fragt: „Belästigen unsere englischen Soldaten Sie auch nicht?“ Maria lächelt und antwortet: „Das sollen sie mal versuchen.“ Churchill grüßt lachend und fährt weiter.
Ende August 1945 ist Maria wieder zu Hause. Zuerst arbeitet sie als Bibliothekarin, dann lange Zeit als Krankenschwester, für die letzten Jahre vor der Pensionierung kehrt sie noch einmal zu den Büchern zurück. Unterdessen haben ihre beiden Töchter sie längst zur Großmutter gemacht.
Seit ich Maria in Staraja Poltawka besucht habe, stehen wir im Briefwechsel. Vielleicht ist Briefwechsel ein wenig übertrieben. Wir schreiben uns gelegentlich Karten. Sie berichtet einmal dies, einmal das, aber jedes Lebenszeichen, das ich von Maria bekomme, endet mit dem gleichen Satz: „Möge der Himmel über uns immer sauber bleiben.“

Konstantin Tschernenko

Im vierzigsten Jahr nach dem Sieg fühlen wir uns alle veranlaßt, noch einmal Rückschau zu halten – sowohl auf das, was im Krieg überstanden wurde, als auch auf das, was danach gekommen ist – und den Blick auf die Perspektiven zu richten, die sich der Welt heute eröffnen.

Die Länder der Koalition, die den Sieg über den Faschismus errungen hat, gehörten unterschiedlichen gesellschaftlichen Systemen an. Dennoch wurden sie zu Verbündeten. Ihre Führer haben es verstanden, gemeinsam die Grundlagen der Nachkriegsordnung festzulegen. Diese Grundlagen sind in den Dokumenten von Teheran, Jalta und Potsdam verankert. Ihr Hauptanliegen ist auch heute aktuell: den höchsten Willen der Menschheit, den Willen nach einem dauerhaften Frieden, zu verwirklichen. Auch wurde der Weg dazu gewiesen – die Gemeinsamkeit der Ziele und Aktionen aufrechtzuerhalten, die es ermöglicht hatte, den Nazismus zu überwinden und die Völker vor der Versklavung durch die Hitlerfaschisten zu retten.

Aus der Rede von Konstantin Tschernenko, Generalsekretär des ZK der KPdSU und Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR, vom 22. Februar 1985.

Forschungsinstitut
„Manfred von Ardenne“:

Mit offenen Türen zur Industrie

Professor Dr. Manfred von Ardenne leitet das gleichnamige Forschungsinstitut in Dresden. Bevor er nach dem Krieg in die Sowjetunion ging und zehn Jahre lang an der Spitze des Instituts für elektronische Physik in Suchumi stand, war er in der internationalen Fachwelt längst ein anerkannter Forscher: wegen seiner bahnbrechenden Leistungen in der Rundfunktechnik und beim elektronischen Fernsehen, in der Elektronenmikroskopie und bei der Entwicklung der Elektronenstrahl-Technologie. Im Jahre 1955 aus der UdSSR zurückgekehrt, mit den Erfahrungen wissenschaftlicher Führungsarbeit einer sozialistischen Forschungsstätte, stellt Manfred von Ardenne sie voll in den Dienst des Instituts in der Elbmetropole. Frühzeitig sucht es den Kontakt mit Betrieben und Werken, findet hier einen Schlüssel für den wissenschaftlichen Erfolg im eigenen Lande und weit über seine Grenzen hinaus.

Ein Beitrag von Jochen Mämecke (Text)
und Alfred Paszkowiak (Fotos)

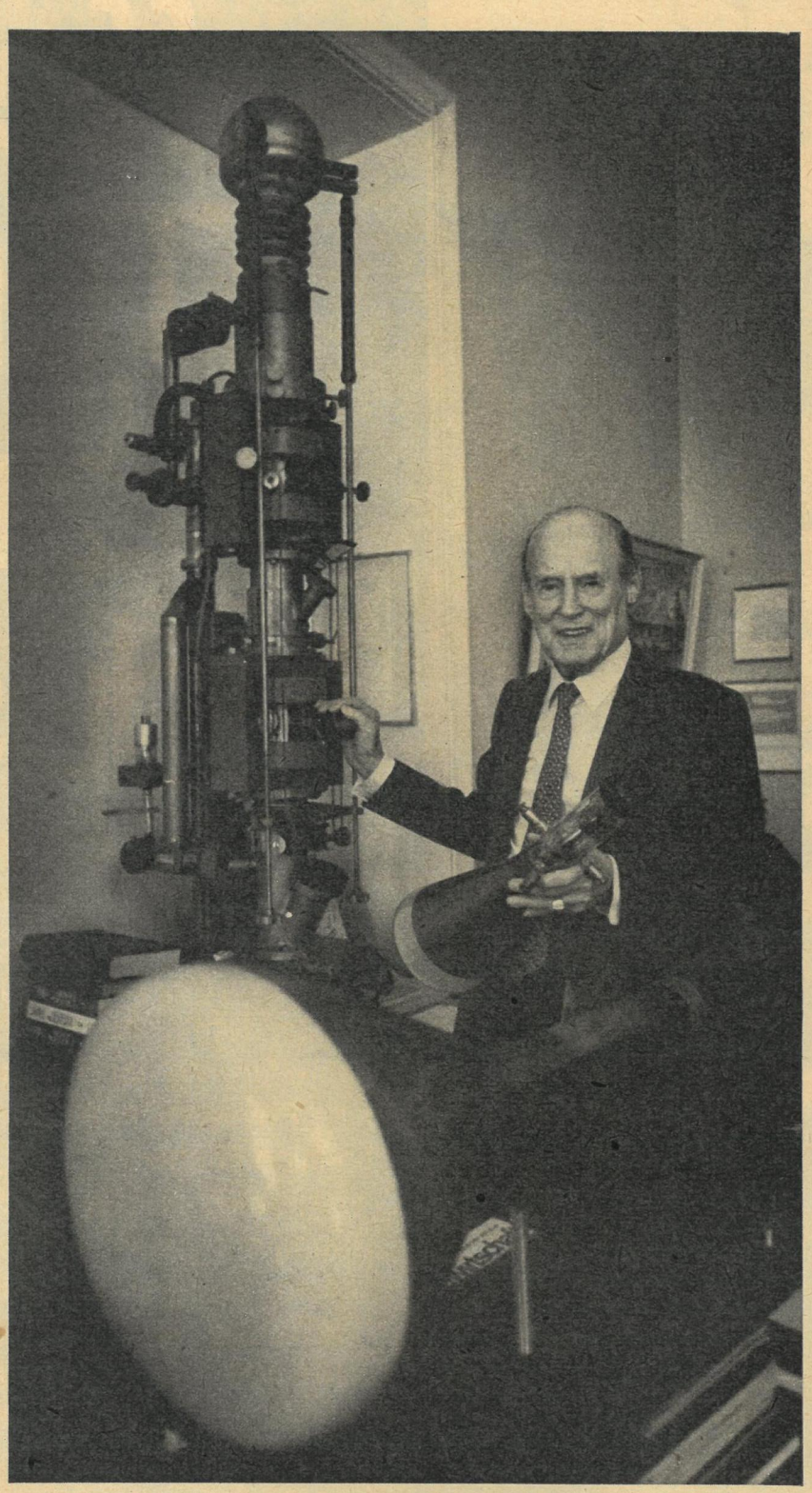
Mit offenen Türen zur Industrie

Fünfundzwanzig Jahre ist es her, daß Manfred von Ardenne in einer Festschrift zum fünfjährigen Bestehen seines Instituts auf dem Weißen Hirsch in Dresden formulierte: „Drei Faktoren sind es, welche das wissenschaftliche Arbeiten in unserem Staate immer von neuem stimulieren: die echte innere und äußere Freiheit zum schöpferischen Handeln; die Bereitwilligkeit zu uneigennütziger Zusammenarbeit bei allen angesprochenen Spezialisten des Landes, wenn die jeweilige Aufgabe ein kollektives Vorgehen nahelegt; die Weite der Auswirkungen von Arbeitsergebnissen." Heute, an der Schwelle zum dreißigjährigen Institutsjubiläum, hat er davon nichts zurückzunehmen, sieht er seine Aussagen aus dem Jahre 1960 bestätigt in seiner eigenen fruchtbaren wissenschaftlichen Arbeit und der seiner Mitarbeiter. Ob auf dem Gebiet der Elektronik, der Kernphysik, Elektronenmikroskopie, Isotopen-Trennverfahren, Vakuumtechnologie, der Medizintechnik, der Medizin – Manfred von Ardenne hat sich immer für die großen Probleme interessiert. Warum, so fragen wir ihn: „Für mich gilt der Ausspruch meines Lehrers, des Biologen und Nobelpreisträgers Otto Warburg, ein Wissenschaftler müsse den Mut haben, die großen Probleme der Zeit anzugreifen. Begründung: Die großen Probleme sind nicht schwieriger als die kleinen, warum also nicht gleich die großen?"

Die Geschichte hat uns recht gegeben

Das weltbekannte Institut umfaßt heute fast 500 Mitarbeiter. Bei der Eröffnung im März 1955 waren es etwa 40. Manfred von Ardenne leitete den Aufbau des Instituts und die Einrichtung der Laboratorien und Werkstätten bereits von Suchumi aus, wo er von 1945 bis 1955 tätig war. Er erinnert sich: „Am Ende des Krieges erhielt ich eine Einladung in die Sowjetunion, für zehn Jahre ein Institut für die Entwicklung von Isotopen-Trennverfahren zu leiten. Das Institut befand sich in einem ehemaligen Sanatorium an der kaukasischen Schwarzmeerküste. Ich denke an diese Zeit aus mehreren Gründen gern zurück. Es war eine große physikalische Aufgabe, die zu neuen Technologien führte. Es war aber auch eine Aufgabe, die bewirkte, daß die Herbeiführung des so notwendigen atomaren Gleichgewichts beschleunigt wurde, eine Aufgabe, die die Wahrscheinlichkeit eines atomaren Krieges verminderte. Die Geschichte hat uns recht gegeben."

Die zehn Jahre Arbeit in der Sowjetunion waren für Manfred von Ardenne Jahre „höchster wissenschaftlicher Intensität". Eine von den vielen Erfahrungen, die er von der Schwarzmeerküste mitbrachte, lieferte ihm die Organisation der



wissenschaftlichen Arbeit ihres Führungsorgans, genannt „Technische Sowjets". „Ich habe erlebt, wie auf diese Weise Projekte von sehr großer wirtschaftlicher und staatspolitischer Bedeutung gründlich beraten und nach einem Sitzungsaufwand von nur wenigen Stunden in Gang gebracht wurden. Das war möglich, weil in den Technischen Sowjets zusammen mit führenden Wissenschaftlern und Ingenieuren auch die Leiter der zuständigen Industriewerke, die für die Administration maßgebenden Mitarbeiter und die entscheidungsberechtigten Mitglieder der Regierung anwesend waren. Alle hatten nur ein Ziel – den wissenschaftlich-technischen Fortschritt ihres Landes zu beschleunigen."

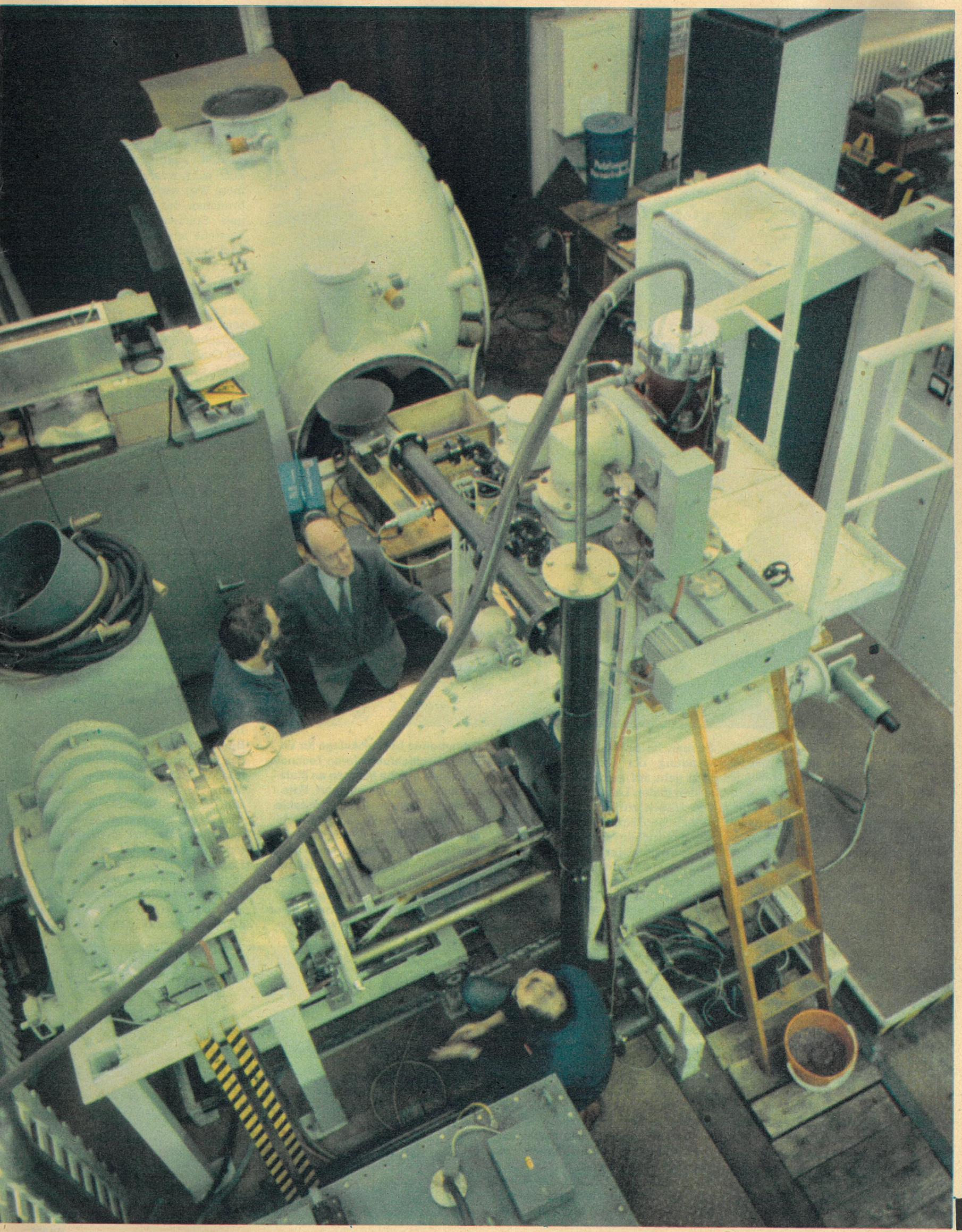
Als Manfred von Ardenne im März 1955 wieder deutschen Boden betrat, standen in Dresden die Laboratorien und Werkstätten aus Suchumi, ergänzt durch neue Anlagen und Maschinen, installiert und bereit zu neuen Forschungen.

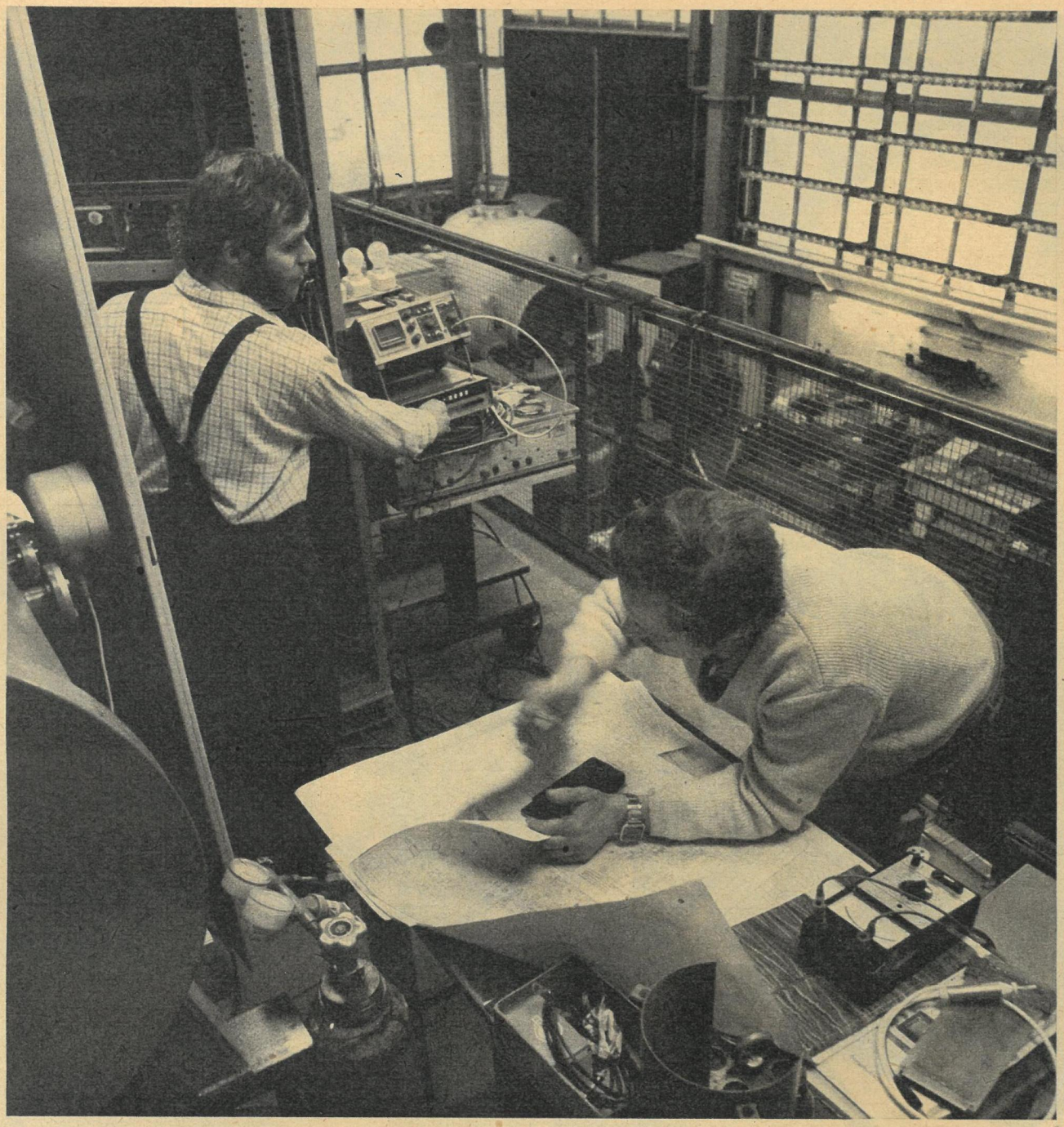
Kostbares Gut der Nation

Die Erfahrungen wissenschaftlicher Führungsarbeit in der Sowjetunion haben am Weißen Hirsch in Dresden Pate gestanden bei der Entwicklung des Elektronenstrahl-Mehrkammerofens. Die Anlage, deren Konzeption und Bauelemente Manfred von Ardenne entwickelt hat, entstand 1959 in einer Zeit von nur neun Monaten. In ihr werden Reinstmetalle im Vakuum umgeschmolzen und erschmolzen. „Der Grund für die so frühe Einführung dieses Verfahrens", sagt Manfred von Ardenne, „waren Embargobestimmungen der USA, durch die man sich eine empfindliche Störung unserer Maschinenindustrie, der chemischen Industrie und auch der Kerntechnik erhoffte. Denn dort benötigt man zum Teil hochfeste, korrosionsunanfällige und strahlenresistente Stähle, dazu Sonderlegierungen bzw. reaktive, hochschmelzende Materialien wie zum Beispiel Titan, Niob und Tantal." Während der erste Ofen noch eine Leistung von 45 Kilowatt hatte, erarbeitete das Institut bis heute neue Leistungstypen von 1200 Kilowatt. Großen Anteil daran hat der stellvertretende Institutsdirektor Professor Dr. Siegfried Schiller, unter dessen Leitung Schmelztechnologien und Baugruppen zu diesen Anlagen entwikkelt wurden. Der ökonomische Nutzen der Schmelzöfen aus Dresden ist enorm: eine halbe Milliarde Mark für die Volkswirtschaft der DDR seit der Einführung dieser Technologie, Export in fast alle RGW-Länder und in kapitalistische Staaten wie Japan und Indien.

Mit etwa 80 Prozent der Kapazität des Forschungsinstituts „Manfred von Ardenne" werden die Fachgebiete Elektronenstrahltechnologie, Vakuumbeschichtung und Plasmatechnologie bearbeitet. Es entstehen im Rahmen dieser technologischen Forschung Verfahren und Anlagen mit unikalem Charakter. Am Beispiel der Vakuumbeschichtung erläutert uns der Wissenschaftler, wie vorausschauend geforscht wurde. 1974 begann man sich international für dieses neue Beschichtungsprinzip zu interessieren. Auch die Spezialisten um Professor von Ardenne griffen das Thema auf, arbeiteten mit anderen Partnern an der Entwicklung eines neuen Anlagensystems. Es gelang ihnen, im Hochvakuum Stähle durch Elektronenstrahlen hoher Leistung mit einer hauchdünnen Schicht von nur wenigen Tausendstel Millimeter zu härten und hochgradig zu veredeln. Das Ergebnis: Einsparung von Material und Rohstoffen. Das Institut „Manfred von Ardenne" war das erste in Europa, das diese Anlage für Vakuumbeschichtung herstellte.

Foto links: Ardennes Elektronenstrahlröhren ermöglichten im Jahre 1931 die erste Fernsehübertragung auf der VIII. Deutschen Funkausstellung. 1937 entwickelte er sein Universal-Elektronenmikroskop. Foto rechts: Eine Anlage, die mit Elektronenstrahlen im Hochvakuum Stähle mit hauchdünnen Schichten hochgradig veredelt und vom Institut als erste in Europa entwickelt wurde.





Die produktiven Ergebnisse des Instituts, die in relativ kurzer Zeit in die Praxis überführt wurden, machten viel von sich reden. Wir fragen, ob die Dresdener Forschungsstätte Sonderbedingungen genießt. „Absolut nicht", antwortet der Wissenschaftler, „wir arbeiten unter den Bedingungen wie jede andere Forschungseinrichtung in der DDR. Vielleicht aber besitzen wir eine Art ‚Geheimrezept'. Wir haben in allen Abteilungen unseres Instituts das Prinzip der durchgehenden Verantwortung, von A bis Z! Derjenige, der bei uns ein Thema übernimmt, muß sich dieses Themas auch in allen weiteren Phasen der Entwicklung verantwortlich annehmen, bis zur Nutzung in der Industrie, wenn nötig, bis zur Werbung auf dem Weltmarkt."

Die Überführung solcher Ergebnisse in die Praxis ist kein einmaliger Akt im Forschungsinstitut „Manfred von Ardenne", sondern ein kontinuierlicher Prozeß. Dabei kommt es sehr auf das enge Wechselspiel von Forschung und Produktion an, sagt Professor von Ardenne. Den Industriepartnern stehen die Türen des Instituts offen. So manche Anregung für neue Anwendung der Ardenne-Technologien geht auf gemeinsame Diskussionen in den Laboratorien am Weißen Hirsch zurück. Es gehört zur alltäglichen Praxis, daß Mitarbeiter aus der Industrie an den Entwicklungsarbeiten im Institut mitwirken, so wie die Institutsmitarbeiter an der Überprüfung in den Betrieben beteiligt sind. Dadurch wird für einen guten Informationsfluß zwischen Forschung und Produktion gesorgt.

Doch diese Faktoren sind es nicht allein, mit denen relativ kurze Überführungszeiten erzielt werden. Manfred von Ardenne: „Rezepte gibt es sicher kaum, aber Haltungen, die zur Abkürzung führen. Dazu gehören Mut zum Risiko und der feste Wille, auch härteste Widerstände zu überwinden. Dieser Wille wird dort zu finden sein, wo bei allen Beteiligten eine große Begeisterung über das erzielte Ergebnis besteht. Solchen Enthusiasmus zu wecken und wachzuhalten, ist eine Pflicht des Leiters."

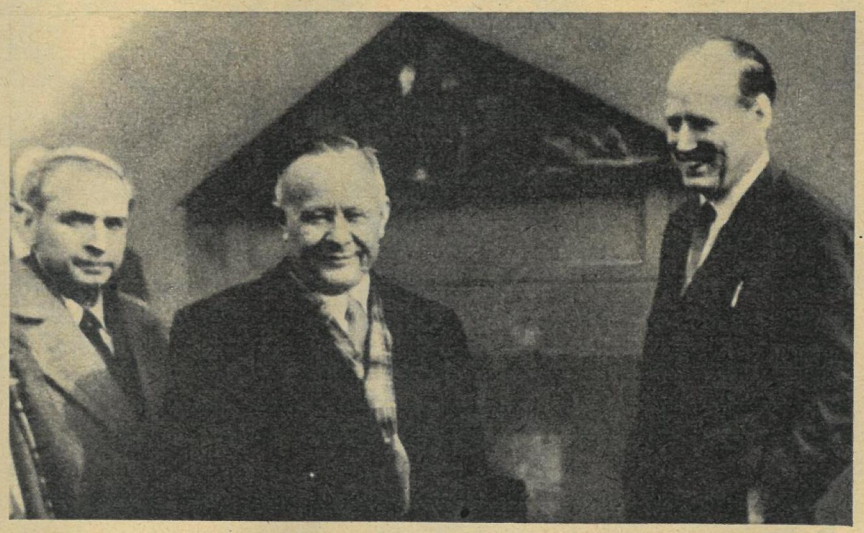
Erich Honecker hat auf der jüngsten Beratung mit Kreissekretären im Zentralkomitee der SED die Maßstäbe für die Wirtschaftsstrategie der Partei auf ihre Schlüsselfrage gebracht: der Maßstab sei hoch, von mittlerem Niveau könne die DDR nicht leben. Professor Ardenne: „Heute wird leider noch oft von Spitzenleistungen gesprochen, obwohl es sich nur um normale Weiterentwicklungen der Technologie auf den vorgesehenen Bahnen handelt. Natürlich helfen sie uns auch sehr, wesentlich voranzukommen. Was wir aber ganz besonders brauchen, das sind echte internationale Spitzenergebnisse. Darunter verstehe ich vor allem solche Entwicklungen und Erfindungen, die den aktuellen Stand von Wirtschaft und Technik merkbar anheben oder erweitern, das heißt revolutionierend wirken. Solchen Ergebnissen steht die Welt bzw. die Weltwirtschaft offen. Sie bilden kostbares Gut der Nation."

Die romantische Phase der Wissenschaft

Die Spezialkliniken für Herzchirurgie in der DDR verdanken ihre Herz-Lungen-Maschinen, ohne die kein Eingriff am offenen Herzen möglich ist, dem Dresdener Institut. Alle fünf Herzzentren der DDR in Berlin, Bad Berka, Halle, Leipzig und Rostock arbeiten mit diesen unentbehrlichen hochkomplizierten Apparaturen. Das ist nur ein Ergebnis der Hinwendung des Wissenschaftlers zur Medizin und zur Medizintechnologie. Manfred von Ardenne: „Mich reizte schon immer die Forschung in der Anfangsphase einer Wissenschaft – ich bezeichne sie als die ‚romantische Phase'. In dieser Phase besteht die Möglichkeit, Grundlegendes zu finden, was zur Gestaltung der Wissenschaft beiträgt."

Heute gehört das wissenschaftliche Interesse des Professors eindeutig der Medizin. Seine Schwerpunkte bilden gegenwärtig die Krebs-Mehrschritt-Therapie, die Sauerstoff-Mehrschritt-Therapie und die Sauerstoff-Mehrschritt-Immunstimulation. Man hat im Institut untersucht, worauf der zerstörerische Prozeß der Bildung von Tochtergeschwülsten von Krebszellen zurückzuführen ist, und fand dafür zwei Gründe. Davon kannte man den einen bereits, den zweiten aber

Prüfarbeiten bei der Anlage für Vakuumbeschichtung, deren Technologie beträchtliche Mengen an Material und Rohstoffen einspart. Foto unten: Freundschaftliche Kontakte zu sowjetischen Wissenschaftlern entstanden während Ardennes Arbeit in der Sowjetunion. Links neben ihm Professor Wassili Jemeljanow, ehemals Minister für die friedliche Anwendung der Atomenergie und Vorsitzender bei der Internationalen Atomenergiebehörde in Wien.



Mit offenen Türen zur Industrie

nicht. Erstens wird die Zahl der Abwehrzellen gegen den Krebs gerade in dem Augenblick geschwächt, in dem die zu Tochtergeschwülsten führenden Zellen des Primärtumors ausgestreut werden. Zweitens verschlechtert sich die Sauerstoffversorgung der Abwehrzellen in dieser kritischen Phase, und damit vermindert sich erheblich ihre Abwehrkraft. Professor von Ardenne und seine Mitarbeiter entwickelten aus dieser Analyse die Sauerstoff-Mehrschritt-Immunstimulation. Sie gingen von der Erkenntnis Otto Warburgs aus, daß im Stoffwechsel der Geschwulst verstärkt Glykolyse auftritt und es in den Krebszellen eine aerobe Gärung gibt. In der Therapie wird dem Patienten achtmal mehr als das normale Maß Blutglukose verabreicht. Darauf reagieren die Krebszellen mit einer starken Säurebildung und erhöhter Empfindlichkeit für eine Wärmebehandlung. Dieser Schritt, die Überwärmung des Patienten (Hyperthermie), führt in den Krebsgeweben zur Verstopfung der Kapillaren, zu Durchblutungsstörungen wie beim Herzinfarkt. Die kranken Zellen werden ausgehungert und abgetötet. Professor Ardenne verweist auf die Erprobung dieser Therapie nicht nur in Kliniken der DDR, sondern auch in anderen Ländern. Noch sind die Grundlagenforschung und die klinische Forschung in vielen Ländern der Welt dabei, auch diese Behandlungsmethode weiter wissenschaftlich zu begründen und auszubauen, zeigen die zunehmenden Zahlen an Krebskranken und -toten, daß noch viel Arbeit in Industrie und klinischer Forschung zu leisten ist, bis neue physiologische und technische Methoden zu einer echten Hilfe bei der Bekämpfung der fortgeschrittenen Krebskrankheit werden können.

Hilfe im Alter

Für den unermüdlichen Entdecker wurde die „romantische Phase", die Hinwendung zur Medizin, zu einer weiteren Triebfeder seiner Forschungen. „Jetzt wird mir die Arbeit dadurch zur Freude, daß sich Ergebnisse abzeichnen, die der Gesunderhaltung sehr vieler Menschen dienen können. Mich fasziniert zum Beispiel der Gedanke, die Weisheit und die Lebenserfahrung des alt gewordenen Menschen mit jugendlicher Energie zu verbinden." Wissenschaftler haben festgestellt, daß der Mensch von seinem genetischen Programm her länger leben könnte.

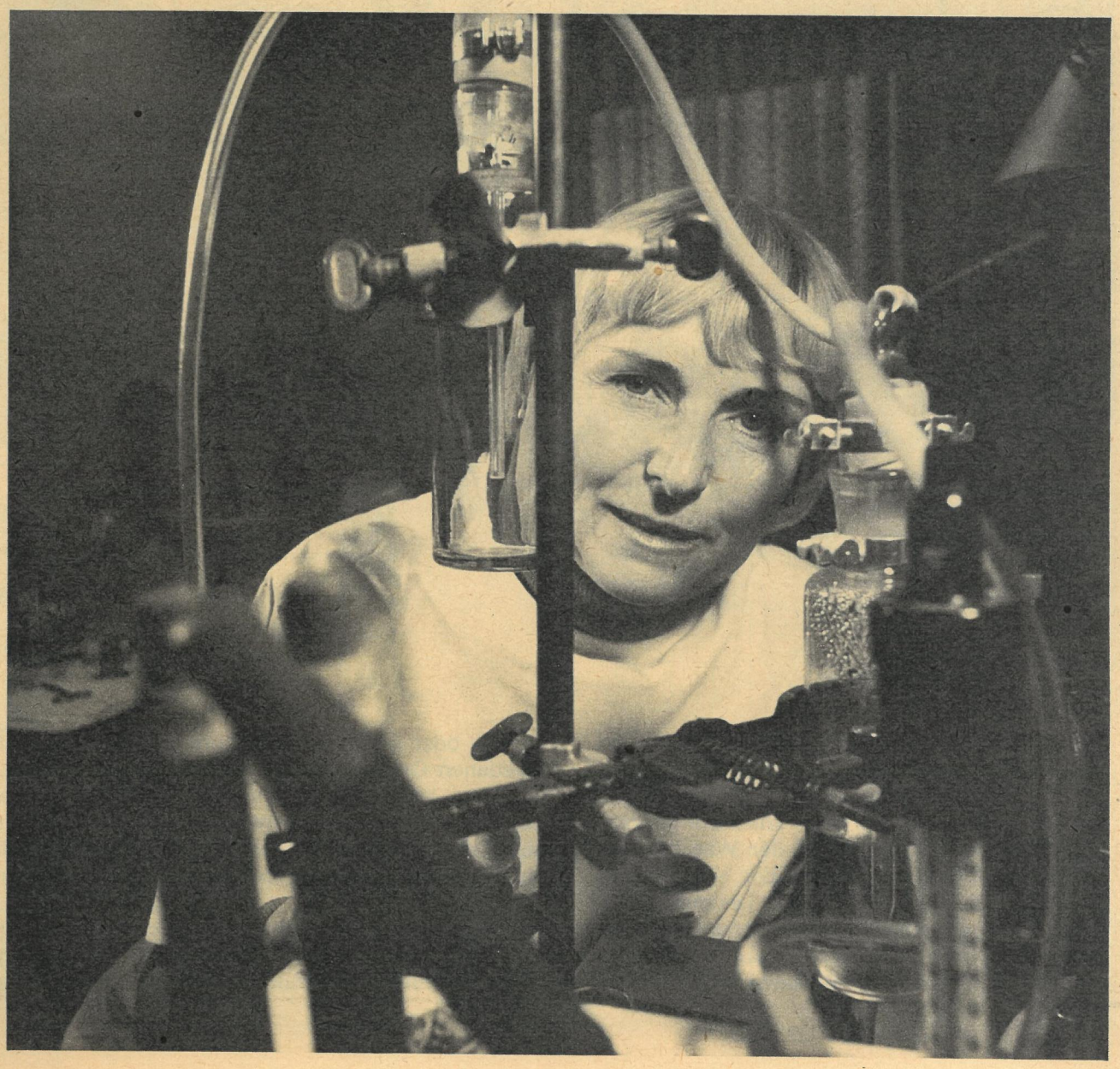
Manche Forscher gehen von einer möglichen Grenze von 120 Jahren aus. Daß die tatsächliche Lebenserwartung weitaus niedriger liegt, dafür sorgen im Alter die zunehmende Anfälligkeit gegen Krankheiten und die zunehmende Gefährlichkeit der Erkrankungen. Hier liegt der Ansatzpunkt der Sauerstoff-Mehrschritt-Therapie Manfred von Ardennes. Er geht davon aus, daß die gefährlichen Veränderungen im Organismus vor allem auf die Verschlechterung seines Sauerstoffstatus zurückzuführen sind. Der Institutsdirektor zeigt uns in einem Raum, der an sein Arbeitszimmer grenzt, Geräte und Apparaturen, mit denen er sich selbst und seine Frau behandelt. Eine Sauerstoffleitung führt nach oben in das Schlafzimmer. Der Professor erläutert: „Das Verfahren besteht im wesentlichen aus der Zufuhr von Sauerstoff, der über eine spezielle Atemmaske verabreicht wird. Eine Arznei-Kombination, die etwa eine halbe Stunde vor der Inhalation eingenommen wird, soll die Verwertung des Sauerstoffs unterstützen. Um eine gute Durchblutung zu sichern, läuft als dritter Schritt des Therapie-Konzepts ein Belastungstraining auf dem Fahrrad-Ergometer." Grundlage des Sauerstoff-Therapie-Konzepts ist die Entdeckung Ardennes, daß in allen Geweben des Organismus ein Schaltmechanismus in der Mikrozirkulation des Blutes wirkt. Sie findet in den haarfeinen Gefäßen,den Kapillaren, statt. Ist zuwenig Sauerstoff da, verengen sich die Kapillaren und behindern den Strom des Blutes. Durch zeitweilig erhöhte Sauerstoffzufuhr werden die blockierenden Engpässe wieder aufgehoben. „Mit dieser Therapie, wenn sie rechtzeitig angewendet wird", so Professor Ardenne, „kann die gehemmte Mikrozirkulation für Monate bis Jahre wieder hochgeschaltet werden."

Der Wissenschaftler ist der Meinung, daß der wichtigste Einsatz dieser Therapie in der Versorgungsmedizin liegt. Darauf gründet sich auch das Interesse von vielen Kureinrichtungen und Bädern, so in der DDR, der ČSSR, der BRD und in anderen Staaten. Gegenwärtig wird in der DDR daran gearbeitet, ein Gerät zu entwickeln, mit dessen Hilfe die Sauerstoffbehandlung in Krankenhäusern und anderen Einrichtungen ermöglicht wird.

★ ★ ★

Ein gut Stück Geschichte dieses Landes hat er mitgeschrieben, seitdem der Lenin- und Staatspreisträger der UdSSR vor dreißig Jahren vom Schwarzen Meer an die Elbe kam. Der Wissenschaftler, der der Arbeit in der Sowjetunion seine „innere Hinwendung zum Sozialismus" verdankt, hat sich den brennenden Fragen unserer Zeit immer wieder gestellt. Nach der Verantwortung des Wissenschaftlers in unserer Gesellschaft befragt, antwortet Professor Manfred von Ardenne: „Eine Verantwortung des Wissenschaftlers gegenüber der Gemeinschaft besteht darin, höchsten Leistungswillen zu entwickeln und so das Beste zu geben zum Wohle der Gesellschaft. Das bedeutet in der heutigen Zeit auch, aufzutreten gegen den Mißbrauch der Ergebnisse der Wissenschaft und den Irrsinn der Hochrüstung. In bezug auf die Nuklearwaffen kommt den Wissenschaftlern eine besondere Verantwortung zu, weil sie die Wirkungen der Atomwaffen genauer übersehen. Man muß die Menschheit über die unvorstellbar schrecklichen Wirkungen der modernen Kernwaffen aufklären, immer wieder."

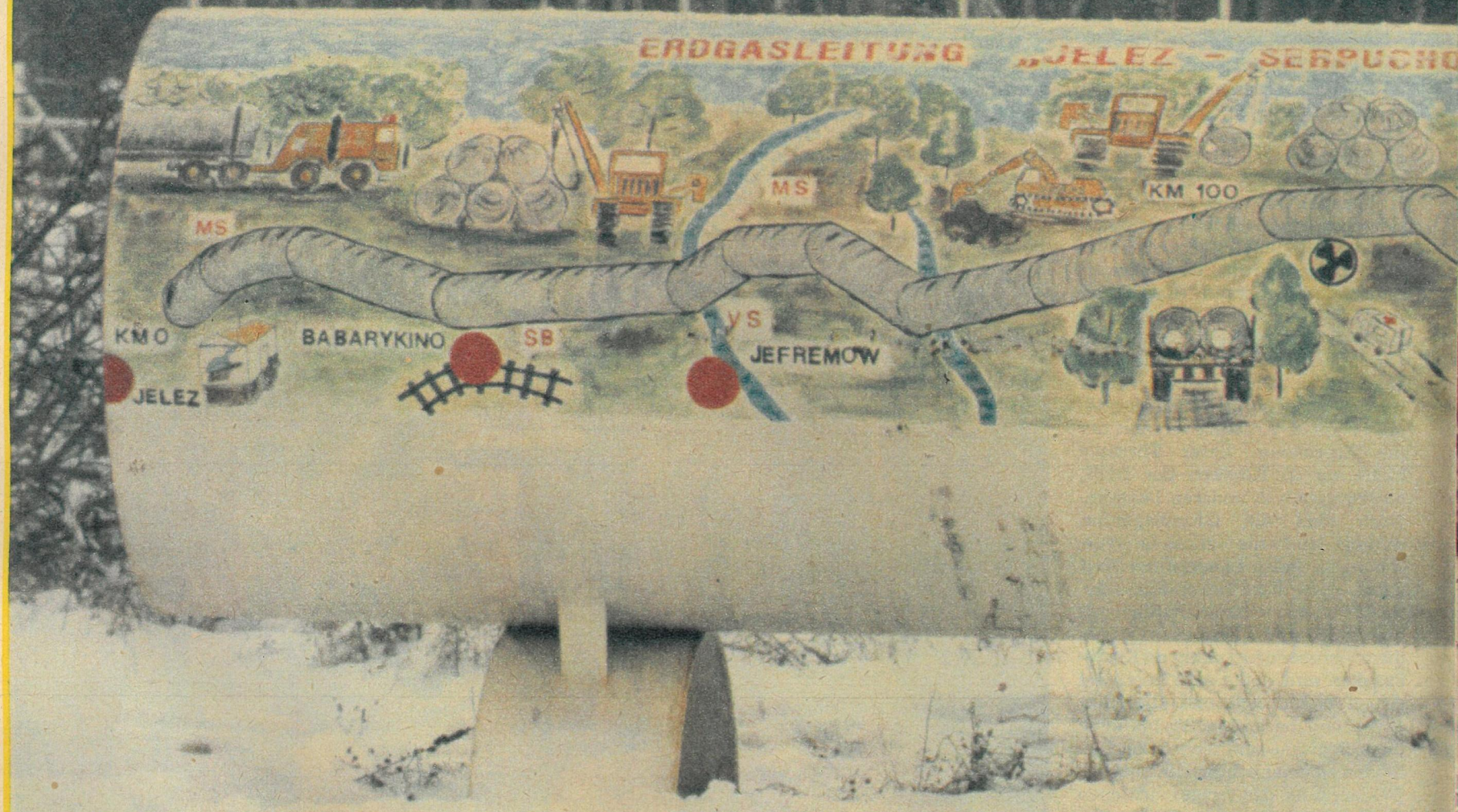
Neben neuen Technologien für die Industrie befaßt sich das Institut auch mit der Entwicklung der Technik für die Medizin: chemische Tests im biologischen Labor.



Zusatzfoto: Ardenne (privat)

BILDER UND STANDPUNKTE

Spuren bis



Knapp zweitausend Kilometer östlich von Berlin, nahe der Stadt Tula, steht dieses Stück Rohr. Junge Arbeiter unseres Landes waren es, die darauf den Verlauf der Erdgasleitung Jelez–Serpuchow, den Weg ihrer eigenen Arbeit, festhielten. Ein eigenwilliges Denkmal. Allerdings nicht einmalig. Es könnte genauso bei Krementschug, Bar oder Gaisin fotografiert worden sein. Seit zehn Jahren hinterlassen Bauleute aus Leipzig, Rostock oder Suhl ähnliche Spuren an verschiedenen Orten in der Sowjetunion. Bauleute, die leistungsstarke Verdichterstationen, Wohnbauten, Schaltzentralen und nicht zuletzt eben Rohrleitungen schufen, über die heute zum großen Teil schon Gras gewachsen ist.

Zehn Jahre sind auch vergangen, seit ich am 21. April 1975 im ersten Fahrzeugkonvoi zum ersten Zentralen Jugendobjekt der FDJ in der UdSSR aufbrach, zur DRUSHBA-Trasse. Als Leiter eines kleinen Kollektivs von Vermessern, deren Aufgabenbereich sich über mehrere hundert Kilometer erstreckte, stand ich diesem Vorhaben aufgeregt gegenüber. Hatte gewiß unvollkommene Vorstellungen, aber auch Tatendrang und Selbstvertrauen. Immerhin war diese Arbeit für uns der Anfang am Bau eines Systems von Erdgasmagistralen bisher nicht gekannten Ausma-

hin zum Ural

Foto: Volkmar Billeb

ßes. Als wir damals in der Ukraine ankamen, war uns jungen Trassenbauern klar, daß wir für viele unserer Gastgeber die ersten Deutschen waren, die sie nach der schlimmen Zeit der faschistischen Okkupation sahen. Inzwischen ist es für Tausende junger Leute aus unserer Republik längst selbstverständlich, Erdgasleitungen in der Sowjetunion zu bauen. Längst fließt sibirisches Gas bis in unsere Wohnungen und ist vor allem zu einem gewichtigen Faktor für unsere Energiebasis und chemische Industrie geworden. Unsere Beziehungen zu den Sowjetbürgern sind in diesen Jahren viel konkreter geworden. Wir Vermesser ziehen Hunderte von Kilometern zu Fuß durchs Land. Da gibt es genügend Gelegenheit, Menschen zu treffen, teilzuhaben an ihren Freuden wie auch an ihren Sorgen. Und genauso erleben sie uns. Das bringt einander näher.

Insgesamt habe ich fünf Jahre in der Sowjetunion gearbeitet. Der Trassenbau beschäftigt mich aber noch immer. Ich gehöre jetzt in Berlin zu denen, die den Einsatz von Geodäten für weitere Objekte vorbereiten. So ist es sicher, daß Fotos wie dieses in den kommenden Jahren noch zu Dutzenden zwischen Karpaten und Ural aufgenommen werden können. *Niels Kendziorra,*
Diplomingenieur für Geodäsie

● Wörtlich

Ich hatte mir 1945 nach der Befreiung unseres Landes vom Faschismus, vor 40 Jahren, nicht träumen lassen, einmal wegen der Anstiftung zum Frieden als verwerflich etikettiert zu werden.

Walter Jens, Publizist und Professor für allgemeine Rhetorik in Tübingen, BRD

● Kurz berichtet

Für Freunde der Philatelie gab nun das sowjetische Ministerium für Post- und Fernmeldewesen eine neue Briefmarkenserie heraus. Die Werte von 3 bis 20 Kopeken zeigen Motive aus der Geschichte der russischen Feuerwehr.

In Timişoara wird gegenwärtig an der Produktionsaufnahme des ersten rumänischen Kleinwagens gearbeitet. Der viersitzige „Lăstun" (Uferschwalbe) hat einen luftgekühlten Viertaktmotor, 500 Kubikzentimeter Hubraum, Vorderradantrieb, drei Türen und eine Kunststoffkarosserie. Bei einer Stundengeschwindigkeit von 80 Kilometern soll der Kraftstoffverbrauch bei nur 4 Litern liegen.

Ein Museum der Wasserversorgung entsteht im nordbulgarischen Russe. Hier werden auf einer Freifläche u.a. Modelle von Ziehbrunnen und alten Trinkbrunnen aufgestellt. Zu besichtigen ist auch eine Pumpstation, die in den 20er Jahren 30 Meter unter der Erde errichtet worden war. Zeichnungen und Modelle von Mikroprozessorsystemen für die automatische Steuerung der Wasserversorgung gehören zu den interessantesten Exponaten von heute.

Natascha tanzte Schiebermax

Ein knappes halbes Jahr vor dem Ereignis: Festivalatmosphäre im winterlichen Moskau, im Kulturpalast des Moskwitsch-Werkes. Hier trägt der „Festivalklub der FDJ" zur zünftigen Einstimmung auf die XII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten im Sommer bei. Dementsprechend der Andrang der Gäste. Im Foyer Plakate, Aufkleber, Poster, Bücher, Schallplatten aus der DDR, dazu Inge Dittmann, die Berliner „Leierkastenjule", die Rockgruppe „Gipsy" und eine Diskothek. Im großen Saal ein mitreißendes Programm, von Unterhaltungskünstlern beider Länder gestaltet. Natascha Krylowa, Komsomol-Sekretär im Moskwitsch-Werk, will, als Inge Dittmann zu ihrer Leierkastenmelodie „Max, du hast das Schieben raus" singt, unbedingt von mir wissen, was man unter einem schiebenden Max versteht. Da habe ich sie einfach genommen und mit ihr Schieber getanzt. Manchmal ist das praktische Beispiel eben doch verständlicher als das dicke Wörterbuch. Ein Haus voller Jugend und Schwung, das soll der „Festivalklub der FDJ" auch künftig sein, wichtige Stätte der Begegnung und des Erfahrungsaustausches der Jugend aller Kontinente. Im Mittelpunkt steht

die würdige Vorbereitung des 40. Jahrestages der Befreiung. Und auch über das „Ernst-Thälmann-Aufgebot" des sozialistischen Jugendverbandes wird Interessantes und Wissenswertes vermittelt. Ein neugieriger Reporterblick aufs Geplante verrät bereits einiges von dem, was die Besucher in den kommenden Wochen erwartet. Da gibt es zum Beispiel Freundschaftstreffen mit FDJlern aus der DDR. So wird hier als nächste eine Delegation der Landjugend begrüßt. Vor allem die Moskauer FDJ-Studenten sind es, die mit ihren Ideen das Klubleben interessanter machen. Sie organisieren Solidaritätsbasare, Lyrik- und Musikveranstaltungen, gestalten auch bunte Abende. In diesen Tagen laden die besten FDJ-Singeklubs in der UdSSR zur Singewerkstatt mit zünftiger Politkirmes ein, und ebenfalls noch in diesem Monat erwarten das Reisebüro der DDR und Jugendtourist Interessenten zum Forum „Freunde reisen zu Freunden". Im April kommt dann der Festivalklub direkt ins heimische Wohnzimmer: „rund" meldet sich aus Moskau und berichtet unter anderem vom Pressefest des Verlages Junge Welt.

Jürgen Geitner (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

„Botschafter Kalinka“ singt

Auskünfte für FREIE WELT von Bernd Skupin, Chefreporter bei Radio DDR

Zu den Vorbereitungen der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft auf den 40. Jahrestag der Befreiung gehört auch eine Gemeinschaftsaktion mit Radio DDR. Worum geht es dabei?

„Mit guten Freunden auf gutem Weg“ ist unser Motto. Viktor Nikitin, seit dem ersten Konzert des Alexandrow-Ensembles 1948 bei uns bekannt und liebevoll „Botschafter Kalinka“ genannt, wird sich an die Bürger wenden mit der Bitte, ihm ihre Gedanken, Lebensberichte aus jenen Tagen und Erfahrungen vom Heute zu schreiben.

Wird es bei diesem Dialog bleiben?

Die Freundschaftsgesellschaft und wir werden uns Gäste einladen. Start dieser Sendereihe ist am 14. April in Döbeln mit erlebter Freundschaftsgeschichte im Prisma einer Kreisstadt.

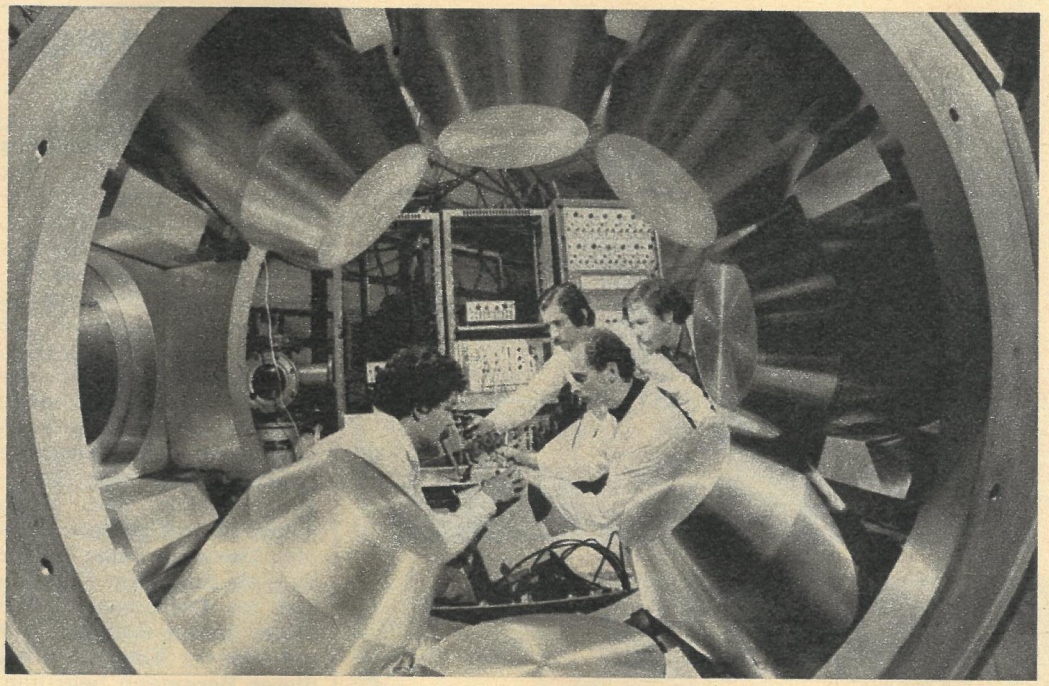
Wie geht es in den anderen Städten weiter?

Da treffen sich verdiente Freunde und sowjetische Gäste aus dem jeweiligen Bezirk. In Rostock zum Beispiel wird Felix Scheffler berichten, wie er den 8. Mai 1945 als sowjetischer Partisan erlebte, eine Seekiste der Freundschaft wird gepackt, gedacht für die Besatzung des ersten Schiffes einer neuen Trawler-Generation, die in Stralsund für die Sowjetunion gebaut wird. Auch Angelika Petershagen, die Frau des Retters von Greifswald, beteiligt sich mit ihrem Buch beim Packen. In Frankfurt/Oder zum Beispiel kommen die jungen Historiker mit neuesten Forschungsergebnissen zu Wort. Und zum Abschluß im Dresdener Haus der DSF wird Viktor Nikitin selbst dabeisein.

Wird es für die Aktivisten der Freundschaft ein besonderes Dankeschön geben?

Es gibt wirklich ein besonderes. Eine Schallplatte, auf der der Präsident der Freundschaftsgesellschaft, Erich Mückenberger, jedem Empfänger persönlich dankt. Auch Viktor Nikitin spricht einen Gruß und singt dazu „Kalinka“ und „Im schönsten Wiesengrunde“. Diese Platte erhalten die Teilnehmer der Veranstaltungen und auch jene Bürger, die die wertvollsten Berichte eingesandt haben.

Interview: Ina Stritzke

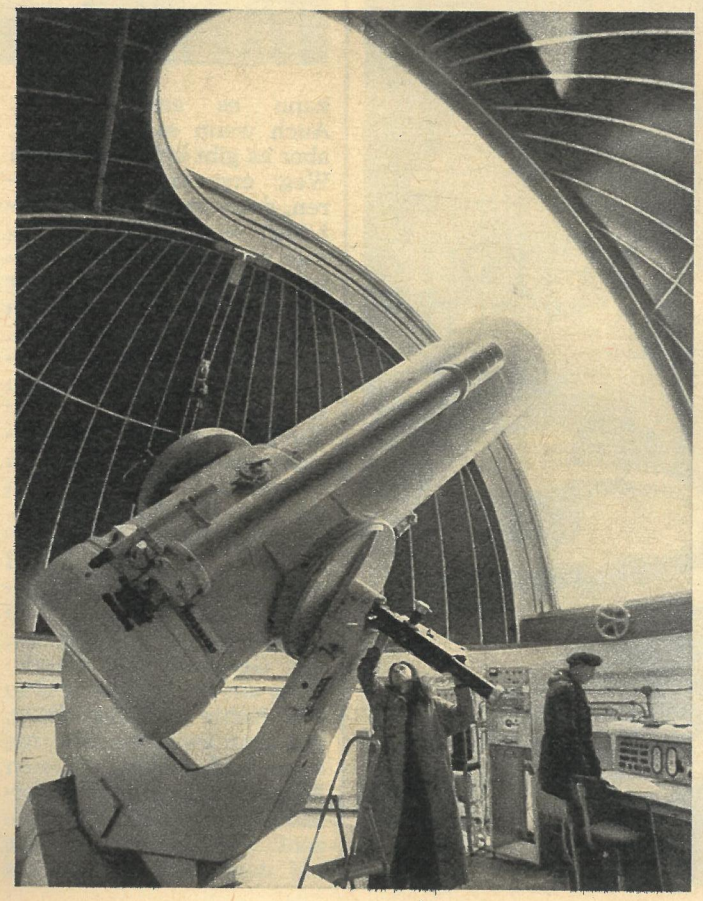


Wissensdrang

Zu den Vertretern der sozialistischen Länder, die in Dubna bei Moskau seit 1956 gemeinsam an Problemen der Kernphysik forschen, kommen immer mehr Abgesandte anderer Staaten. So Dr. Mohammed Ali vom Atomforschungszentrum Kairo, der im Vereinigten Institut für Kernforschung mit sowjetischen Kollegen Grundeigenschaften von Neutronen untersucht. 15 ägyptische Wissenschaftler waren bereits vor ihm da.

Bergschätze

Von einer Nerzfarm bei Perouschtiza in den Rhodopen kommen diese Felle. Der Versuch, die Tiere des Nordens unter der südlichen Sonne Bulgariens anzusiedeln, hatte Erfolg. Über 11 000 wertvolle Pelze können auch in diesem Jahr wieder zu Auktionen ins Ausland geschickt werden.



Quartettspiel

Gesund und munter präsentierten sich Anička, Jakub, Vojtěch und Lukáč an ihrem zweiten Geburtstag. Sie sind die ersten und bisher einzigen Vierlinge in der Moldaustadt Prag.

Himmelsauge

Gut ausgerüstet, u. a. auch mit diesem „Schmidt-Cassegrain-Teleskop“ aus Jena, ist das Observatorium im polnischen Piwnice. Zu den Errungenschaften der Astronomen zählen vor allem eine topographische Karte des Mars und Schätzungen der Höhenwerte des Terrains auf der Oberfläche unseres Himmelsnachbarn.

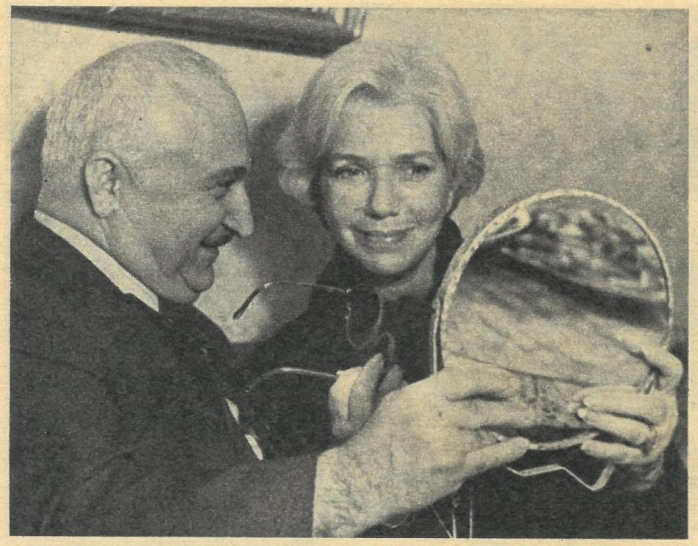
Bewährung für PRON

PRON ist die Abkürzung für Patriotische Bewegung der Nationalen Wiedergeburt Polens, die am 20. Juli 1982 von Parteien, Organisationen und anderen gesellschaftlichen Kräften mit dem Ziel ins Leben gerufen wurde, im Interesse des sozialistischen Staates eine nationale Verständigung herbeizuführen, die durch die Umtriebe der Konterrevolution erheblich erschüttert war. Existierten anfangs spontane Bürgerkomitees, so bildeten sich nach und nach feste Organisationsstrukturen heraus. Mitte Dezember 1982 konstituierte sich der provisorische Landesrat, nach dem bereits in allen Wojewodschaften PRON-Räte aktiv waren. Als PRON im Mai 1983 ihren ersten Landeskongreß abhielt, vereinte sie 10310 Grundorganisationen in Städten und Gemeinden. Der Kongreß beschloß Programm und Statut und wählte den Schriftsteller Jan Dobraczynski zum Vorsitzenden des Landesrates. Eine Bewährungsprobe bestand die Partnerorganisation der Nationalen Front der DDR im vergangenen Sommer bei den Wahlen zu den Volksräten. Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung ging trotz der Versuche reaktionärer Kräfte, den Prozeß der Demokratisierung aufzuhalten, zur Wahl. Die Patriotische Bewegung, so wurde im Februar 1985 bei einem Treffen von 18 Organisationen sozialistischer und befreundeter Länder in Warschau konstatiert, hat sich zu einer Massenbewegung der Nationalen Verständigung bei der Lösung wichtiger sozialer und politischer Probleme entwickelt. Wenn PRON bei unseren polnischen Nachbarn gegenwärtig in vieler Munde ist, so ist das im wesentlichen mit zwei Ereignissen verbunden: Zum einen finden im Herbst Wahlen zur obersten Volksvertretung, dem Sejm, statt, und PRON organisiert dazu eine landesweite Volksaussprache. Zum anderen hat PRON eine auf ein Jahrzehnt ausgerichtete Aktion ausgelöst, die dem 50. Jahrestag Volkspolens 1994 gewidmet ist. Sie dient der Unterstützung des polnischen Bildungswesens. Unter Mitwirkung der Werktätigen werden Tausende Schulen neu errichtet, Unterrichtsräume renoviert und Schulmaterialien zur Verfügung gestellt.

Peter Kirschey, Warschau

Spiegelbild

Als verjüngt entlassen hat Wachtang Chuzidse die 72jährige Edith Markson aus den USA. Die ehemalige Kulturberaterin im State Departement hatte sich über Jahre um die Erweiterung der Kontakte zur Sowjetunion bemüht und dabei viele Freunde gewonnen. Nun weilte sie in Tbilissi, hörte dort vom Können des georgischen Chirurgen und beschloß, sich ihm anzuvertrauen. Neben einem besseren Aussehen, so stellte sie fest, hat sie nun einen weiteren Freund.



Wintersaison

Diese Männer in den noch tiefverschneiten Wäldern rund um Moskau gehören zum Jagdkollektiv der Hauptstadt. Hochsaison nicht nur für die Hege, sondern auch für die Jagd. Reich sind die Bestände an Elchen, sie kommen bis zum Stadtrand, an Schwarz- und Raubwild.

Kragenbaby

Dieser Kragenbär aus dem Budapester Zoo ist einen Monat alt. Die Hände, die das Baby halten, gehören seiner Pflegerin, die es mit der Flasche aufziehen muß. Unter ihrer Obhut nimmt das Junge täglich 50 Gramm zu, man erwartet es im Mai im Bärenzwinger.

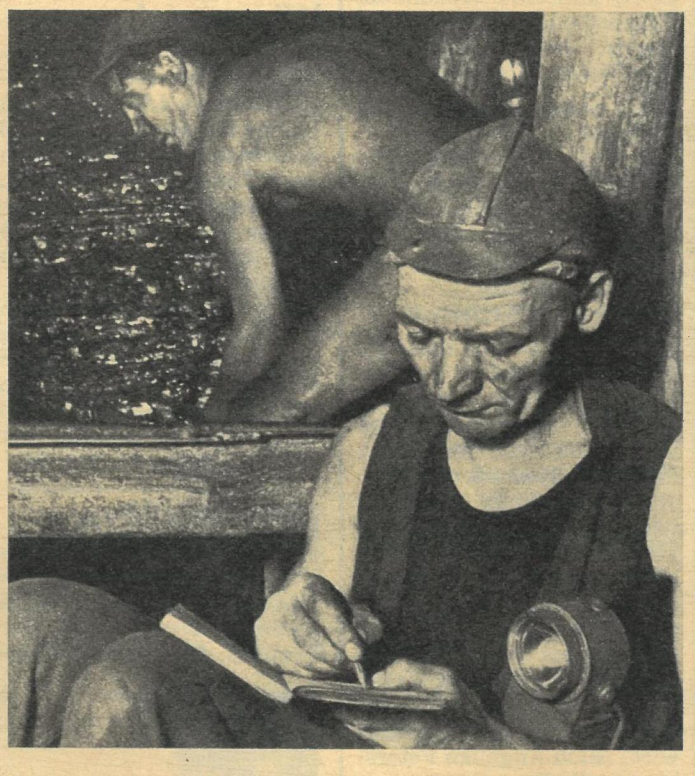
Plasteschlager

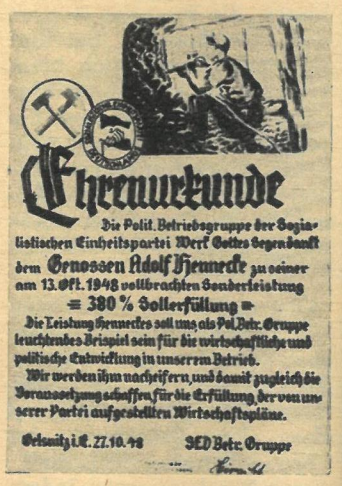
Begehrter Exportartikel sind die Schlittschuhe aus dem nordmährischen Olomouc. Besonders die Hokkeyspieler schätzen sie. Ihr Gewicht hat sich durch den Einsatz von Plaste um ein Drittel verringert, die Widerstandskraft gegen seitliche Stöße ist zwei- bis dreimal höher als bei den Ganzmetallschlittschuhen unterm Stiefel. Die Stahlkufen wurden um 20 bis 25 Prozent härter gemacht.

Das Signal aus dem Schacht

Am letzten Augusttag des Jahres 1935 fährt der Bauernsohn Alexej Stachanow, parteilos und 29jährig, in seinen Schacht im Donezbecken ein. In dieser einen Schicht fördert er soviel wie sonst in vierzehn: 102 Tonnen Kohle insgesamt. Eine gute Organisation der Arbeit und eine rationelle Auslastung der Technik ermöglichen diese grandiose Leistung, die eine Bewegung auslöst und einen neuen Begriff gebiert: Aktivist. Dreizehn Jahre später folgt ein deutscher Kommunist im Oelsnitzer Kohlerevier diesem Beispiel. Nur mit eigener Kraft, das hat dieser Bergmann begriffen, kann es aufwärtsgehen. Auch wenn es schwerfällt, aber es gibt keinen anderen Weg: erst mehr produzieren, dann mehr essen. „Kubiker" werden jene im Revier gerufen, die mehr Kubikmeter schaffen als der Durchschnitt, und das klingt wie ein Schimpfwort. Auch dem gebürtigen Westfalen Adolf Hennecke, dem die harte Arbeit und der Hunger tiefe Falten ins Gesicht gekerbt haben und an dessen Tisch daheim neben der Frau drei Kinder sitzen, auch ihn nennt man verächtlich „Kubiker". Und dennoch oder vielleicht gerade deshalb bricht er, wie Stachanow es vor ihm tat, mit Geschick und Überlegung am 13. Oktober 1948 so viel Kohle aus dem Berg, daß man zwischen Kap Arkona und Fichtelberg den Atem anhält: Hennecke erfüllt die Norm mit 387 Prozent. Das ruft die Kläffer auf den Plan, die ihn als Normbrecher verunglimpfen. Andere allerdings beginnen nachzudenken und zu begreifen, daß jener 43 Jahre alte Hauer in der Grube „Gottes Segen" mit seiner Rekordschicht ein Signal gegeben hat. Zwei Ansichten prallen aufeinander, zwei Welten, Altes und Neues. Nach und nach zieht die Aktion Kreise, entsteht eine Hennecke-Bewegung, die bald die gesamte sowjetische Besatzungszone erfaßt. Adolf Hennecke, nach Jahresfrist von Präsident Wilhelm Pieck als Initiator der Aktivisten- und Wettbewerbsbewegung mit dem Nationalpreis geehrt, popularisiert unermüdlich seine Erfahrungen; er reist durch das Land, korrespondiert und trifft sich mit Aktivisten, auch mit seinem Vorbild Stachanow. Er wird 1950 in die Volkskammer gewählt und später ins Zentralkomitee der SED. Trotz all seiner Verpflichtungen aber bleibt er das, was er immer war: ein bescheidener, zurückhaltender und geradliniger Kumpel. Am 25. März 1985 wäre Adolf Hennecke 80 Jahre alt geworden.

Frank Schumann





Ehrenurkunde

Die Polit. Betriebsgruppe der Sozialistischen Einheitspartei Werk Gottes Segen dankt dem Genossen Adolf Hennecke zu seiner am 13. Okt. 1948 vollbrachten Sonderleistung = 380 % Solleerfüllung =

Die Leistung Henneckes soll uns als Pol. Betr. Gruppe leuchtendes Beispiel sein für die wirtschaftliche und politische Entwicklung in unserem Betrieb.

Wir werden ihm nacheifern, und damit zugleich die Voraussetzung schaffen für die Erfüllung, der von unserer Partei aufgestellten Wirtschaftspläne.

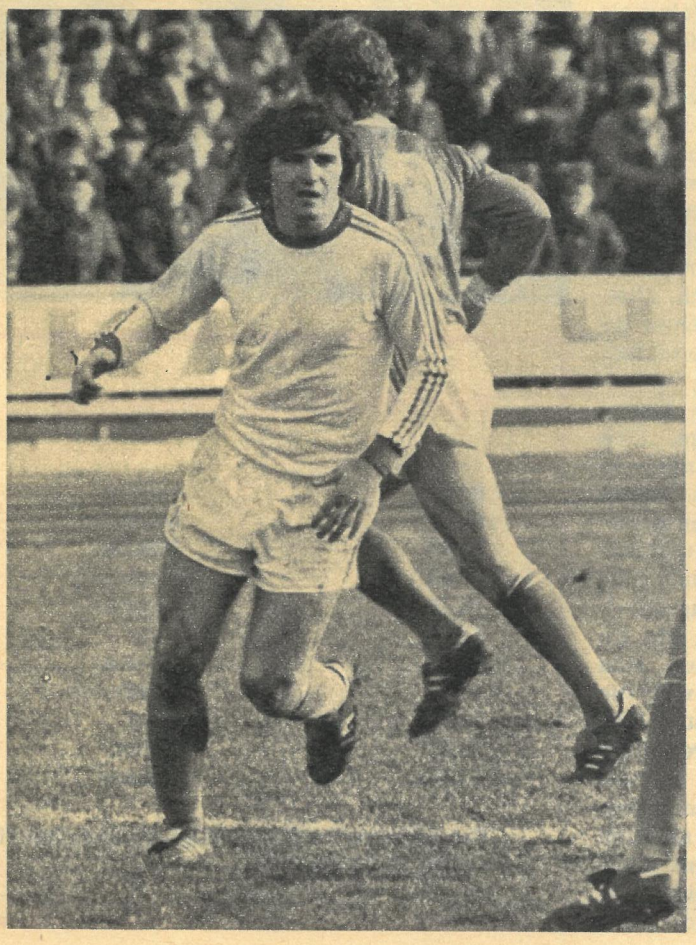
Oelsnitz i. E. 27.10.48 SED Betr. Gruppe

Der General und die Raketen

Am 11. Januar ging auf dem US-Stützpunkt Waldheide bei Heilbronn das Triebwerk einer gefechtsklaren Pershing-II-Rakete in Flammen auf. Drei US-Soldaten starben, 16 wurden verletzt. Diese Katastrophe war unmittelbarer Anlaß für das Stadtparlament Heilbronn, in Aktion zu treten. In einem einstimmigen Beschluß – mit den Stimmen der SPD, der CDU, der Grünen, der FDP und der „Freien Wähler" – wurde die unverzügliche Liquidierung des Raketenstandortes Heilbronn gefordert, die Beseitigung jener amerikanischen Erstschlagwaffen. Sie tragen die todbringenden nuklearen Sprengköpfe und dazu den Namen eines Generals, der bereits tausendfachen Tod brachte: Pershing, John Joseph, geboren 1860. Erste „Verdienste" erwarb er sich beim Kreuzzug gegen die Apachen (1886) und gegen die Sioux (1891) bei Wounded Knee. Der Exekutionseifer seiner Männer mit Landraubauftrag führte zur fast völligen Ausrottung der Indianer, der Ureinwohner der Prärien. Pershings militaristischer Lebensweg verläuft geradlinig weiter: 1898 nimmt er an der Landung eines amerikanischen Expeditionskorps auf Kuba und an der Ermordung von Revolutionären teil. 1906 wird er General. Wie eine US-Enzyklopädie dazu ergänzend bemerkt, hat er, um zu dieser Beförderung zu kommen, 800 Bewerber ausgetrickst. 1916/17 wird er als Kommandierender zur Niederschlagung der mexikanischen Revolution eingesetzt. Die USA-Regierung honoriert sein Vorgehen: Sie befördert ihn zum Oberkommandierenden der in Europa eingesetzten amerikanischen Truppen. 1919 rückt Pershing zum Armeegeneral auf. 1921 schließlich wird er Chef des Generalstabes der US-Streitkräfte. Pershing stirbt 1948 im Alter von 88 Jahren. Bei den reaktionären Kreisen im Pentagon und im Weißen Haus ist er unvergessen. Sie sorgen dafür, daß er noch post mortem „berühmt" wird, weil er nach Reagans Ansicht zu jenen gehört, die „den alten Geist und die alten Ideale" verkörpern. Man konnte ihn, der ein Leben lang die imperialistische Politik des großen Knüppels durchzusetzen half, wahrlich nicht angemessener ehren, als daß man einem tödlichen Waffensystem seinen Namen gab. *Horst Goldschmidt*

ZSKA Moskau auf „Weltreise"

Die Feiern beim Überraschungsmeister Zenit Leningrad (Bild oben: nach dem Titelgewinn) und das Krönungszeremoniell für den Torschützenkönig Sergej Andrejew vom SKA Rostow (Bild unten) sind ausgestanden: Mit dem Start zur 48. UdSSR-Meisterschaft hat der Ernst des Fußballerlebens wieder begonnen. Um der Nationalmannschaft sowie den Europacup-Viertelfinalisten Dnepr Dnepropetrowsk, Dynamo Minsk und Dynamo Moskau mehr Zeit zum Atemholen zu lassen und einige Neuerungen im Austragungsmodus tragfähig zu machen, geschah das diesmal ungewöhnlich früh – schon am 1. März. Am Ende der Saison steigen die beiden Letztplazierten ab, während der Fünfzehnte und Sechzehnte in der Abschlußtabelle gegen die beiden stärksten Vertretungen der 1. Liga noch eine Qualifikationsrunde um den Verbleib bzw. Aufstieg in die Oberliga bestreiten müssen. Und da die bestehende Regel des Unentschieden-Limits (zehn in der Oberliga, sind 's mehr, gibt es 0:0 Punkte) in Kraft bleibt, wird es eine harte Meisterschaft geben. Von Spielerwechseln besonders betroffen sind die berühmten Kiewer „Dynamos". Mit Torwart Grischko, den Verteidigern Shurawljow, Dumanski, Losinski und Machinja sowie Exnationalspieler Burjak wechselten gleich sechs Mann aus dem Stammaufgebot zu anderen Klubs. Dynamo Moskau, knapp dem Abstieg entronnen, verstärkte sich durch den Stürmer Stukaschow von Alma-Ata – mit 13 Treffern war er einer der gefürchtetsten Torjäger der letzten Saison. Fast noch einschneidender als „oben" sind die Veränderungen in der 1. Liga. Dort spielen zunächst je elf Mannschaften in zwei überwiegend nach geographischen Gesichtspunkten eingeteilten Zonen. Die jeweils sechs Erstplazierten beider Gruppen eröffnen dann in einer Hin- und Rückrunde Teil 2 der Saison, wobei die in den vorangegangenen zonalen Spielen erzielten Punkte in die Finalrunde mit übernommen werden. Und für die zwei besten Mannschaften kommt dann auch noch Teil 3 der Saison: Qualifikation gegen den Dritt- und Viertletzten der Oberliga – ein hartes Brot! Überraschend ist, daß von den beiden Oberliga-Absteigern neben Pachtakor Taschkent sogar der ZSKA Moskau in der östlichen Zone der 1. Liga spielen muß, zum Beispiel gegen SKA Chabarowsk, immerhin über 7000 Kilometer entfernt. Dorthin ist's also eine Weltreise... *Adi Kodym*



● Erfahrenes

Gelegentlich wird die Auffassung vertreten, daß ein kluger Mensch kein schlechter Mensch sein kann. Ich bin der Meinung, ein guter Mensch kann kein dummer Mensch sein.

Walentin Rasputin, Schriftsteller

● Am Rande

Als ein Orkan im Wald bei Petrosawodsk (Karelien) einen großen Baum stürzte, folgte dem Krachen lautes Gebrüll. Die Förster entdeckten unter den freigelegten Wurzeln eine Bärenhöhle mit zwei zurückgelassenen Jungtieren, welche sie aufziehen und später wieder in die freie Wildbahn entlassen wollen. – So haben sie sich damit gleich zwei Bären aufbinden lassen.

● Splitter

Eiskalt betreibt der Ungar György Schirilla seinen speziellen Sport und läßt es sich seit Jahren nicht nehmen, jeweils im Winter durch die großen Flüsse seines Landes zu schwimmen.

Den Mann schreckt
keine kalte Flut;
M a g y a r e n
haben heißes Blut!

Jaroslav Šlechta, 24jähriger tschechischer Glasschleifer, fertigte in seiner Freizeit in mehr als einjähriger Arbeit aus einem massiven Glasblock eine Geige. Sie hat die Größe eines normalen Instruments, wiegt aber stattliche 14 Kilogramm.

So eignet sie –
das ist die Tücke –
sich leider nur
für „schwere Stücke".

Roman Raczkowiak, mit 2,15m längster Pole aus Szczecin, beansprucht bei Hotelübernachtungen ein Bett, das aus zwei Liegen zusammengestellt werden muß. Jetzt fand er einen eigenen Schuhproduzenten.

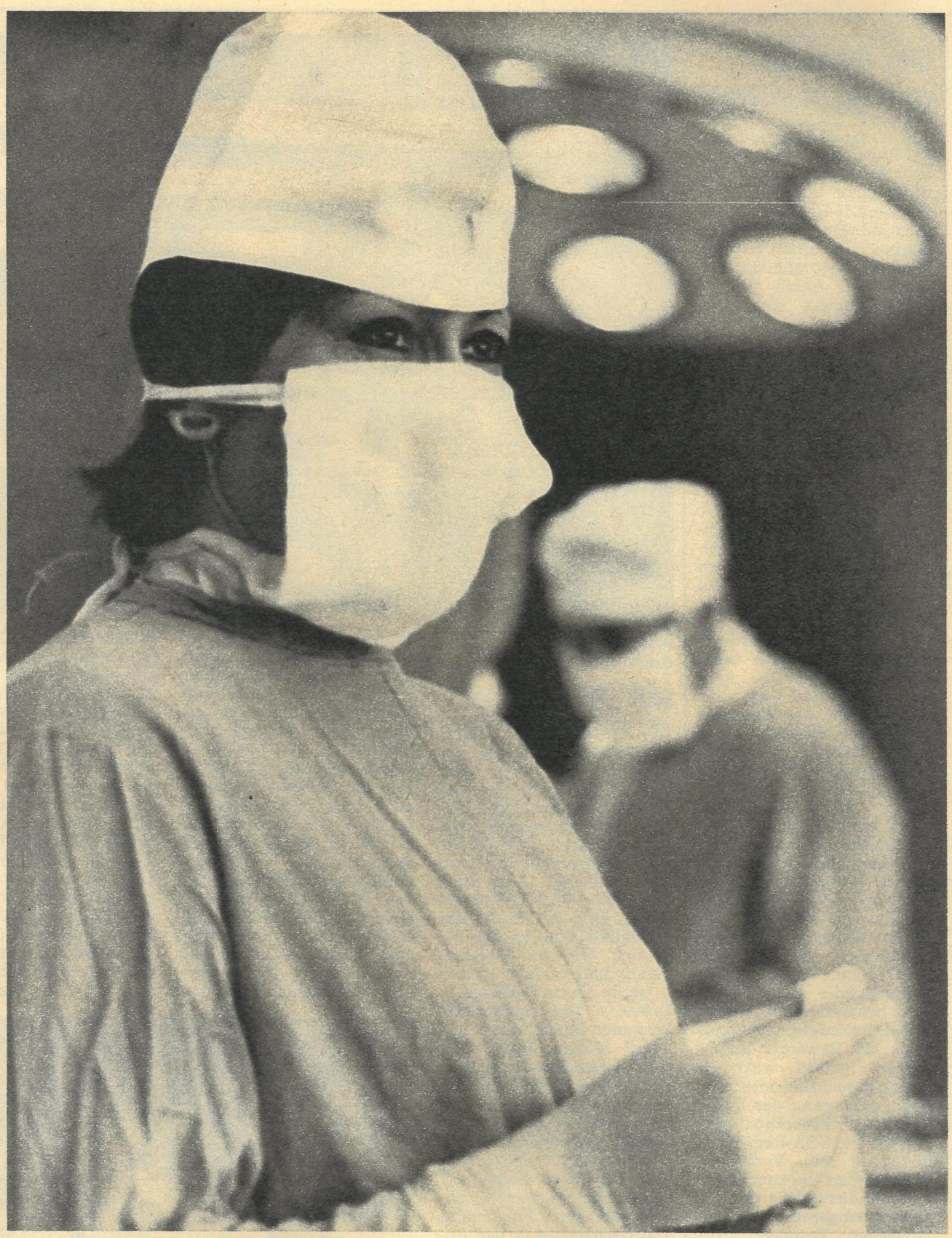
Zum Küssen hat
er seiner Braut
gewiß ein
Leiterchen gebaut.

Redaktion: Ina Stritzke; Fotos: TASS/J. Tumanow, N. Adamowitsch, E. Neder, A. Ruchadse, A. Puschkarjow, ZB/ČTK (2), ZB/BTA, ZB/CAFF, ZB/MTI, Archiv; Vignette: D. Schüler

Sie ließ sich auf einem Stuhl nieder, ordnete ihre aus dem weißen Häubchen hervorquellende schwarze Haartracht, lächelte und sagte mehr zu sich selbst: „Nu, kashetsa, paka wsjo." Auf gut deutsch: Das wär's. In den Stunden zuvor war sie auf der Station pausenlos unterwegs gewesen, hatte den einen Patienten mit Medikamenten versorgt, dem anderen eine Injektion gegeben, hier und da Fieber gemessen, die Diagramme auf den neuesten Stand gebracht, alle Wichtigkeiten ins Dienstbuch eingetragen, ein paar notwendige Telefonate geführt... Nichts war ihr zuviel, auch gab es nichts, was an der bei ihr gewohnten Hilfsbereitschaft und aufmunternd heiteren Art hätte vermißt werden können. Überall und von allen wurde sie gebraucht, und was auch immer ihre kräftigen Hände anpackten, gelang schnell und gekonnt. Gelegentlich war zu hören, wie ihr in den Krankenzimmern ein „Danke, Schwester!" hinterhergerufen wurde.

Der Kindheitstraum

Es ist ein spätes Geständnis der ukrainischen Bauerntochter Faina Melnik, sie habe schon seit ihrer Kindheit Ärztin werden wollen. Früher war immer die Rede davon, etwas anderes als Agronom oder Zootechniker, landwirtschaftliche Fachschule und landwirtschaftliche Akademie komme für sie nicht in Betracht. Von alldem schließlich nichts: Sie wurde Lehrerin. Und irgendwie muß sie auch einmal darüber gesprochen haben, daß im Sternenstädtchen ihre schriftliche Bewerbung als Kosmonautin vorgelegen hat. „Ich wollte nämlich als erste Frau auf den Mond..."
Das mit dem Studium der Stomatologie schien sowieso mehr Jokus als ernstgemeint gewesen zu sein. Als sie, vielbewundert, noch im Diskuswurfring stand, kam es vor, daß sich die große Athletin in eine kleine Kratzbürste verwandelte – was ihr dann auch postwendend mit gleicher Münze heimgezahlt wurde. „Sobald ich den Diskus in die Hand nehme und im Wettkampf stehe, müßt ihr mich, bitteschön, in Ruhe lassen", wehrte sie sich gegen den Vorwurf, sie sei halt nicht nur eine anziehende, harmonisch gebaute, attraktive Dame, sondern auch eine stachlige. „Und wenn ihr nicht aufhört, mich in meiner Konzentration zu stören und obendrein ständig mißzuverstehen, werfe ich alles hin und mache eine Zahnarztpraxis auf", fuhr sie mit erhobenem Zeigefinger fort. „Dann werdet ihr erleben, wie geduldig und freundlich ich sein kann, daß ich euch nicht weh tue und ihr heiter und erlöst meine Sprechstunde verlaßt." Ihre Fähigkeit, sich aufs äußerste zu konzentrieren, war für sie ein entscheidendes Erfolgsrezept: Indem sie kein Risiko scheute und meistens mehr ungültige Versuche fabrizierte als gültige, versetzte sie sich dennoch



Faina Melniks elf Weltrekorde

64,22	Helsinki	12. 8. 1971
64,88	München	4. 9. 1971
65,42	Moskau	31. 5. 1972
65,48	Augsburg	24. 6. 1972
66,76	Moskau	4. 8. 1972
67,44	Riga	25. 5. 1973
67,58	Moskau	10. 7. 1973
69,48	Edinburgh	7. 9. 1973
69,90	Prag	27. 5. 1974
70,20	Zürich	20. 9. 1975
70,50	Sotschi	24. 4. 1976

Faina Melnik warf insgesamt dreimal über 70m: 70,50 (1976), 70,34 (1978), 70,20 (1975).

in die Lage, zu siegen und Weltrekorde zu werfen, auch wenn das im letzten Durchgang geschah. „Der Speerwerfer Lüsis und der Dreispringer Sanejew hatten das bei Olympia '68 in genialischer Weise vorgemacht..." Wobei das „Känguruh von Suchumi" nur noch mit neuem Weltrekord eine Gewinnchance besaß – und den sprang Sanejew dann auch!

Warum sie Ärztin werden wollte, weiß Faina noch heute nicht so genau. „Vater und Mutter arbeiteten ihr ganzes Leben im Sowchos. In der Verwandtschaft allerdings gab es ein paar Mediziner, vielleicht sind sie daran schuld. Doch die Umstände wollten es, daß ich die Erfüllung meines Traumes lange hinausschob. Ein Jahrzehnt lang

Das Praktikum von Schwester F.

Die erträumte Welt der Diskuswerferin Faina Melnik

war ich Diskuswerferin. In dieser Zeit studierte ich Pädagogik und absolvierte das Institut für Körpererziehung. Also wurde ich auch eines Tages Trainerin. Bis ich mich nun entschied, noch einmal ganz von vorn anzufangen."

Etwas völlig Neues zu beginnen, sei gar nicht so einfach, gesteht Faina Melnik. Jede beliebige neue Sache falle schwer, wenn man sie ernst nehme. „Womöglich ist es das Alter, daß die Theorie nicht so leicht in den Kopf will. Die Praxis bereitet mir keine Probleme. Das Arbeiten hat mir der Sport beigebracht, dazu braucht mich niemand zu bewegen. Im vergangenen Jahr habe ich bei 204 Operationen assistiert. Ich kann mich an fast jede erinnern, und alle ehemaligen Patienten kenne ich noch beim Familiennamen. Es kommt vor, daß ich dem einen oder anderen irgendwo begegne, auf der Straße oder in der Metro. Und dann berührt es mich, wenn mir ein längst Genesener noch mal ein herzliches Dankeschön sagt. Nach so langer Zeit..."

Das gute Jahr 84

Die 40jährige Medizinstudentin, in ihrem Praktikum derzeit „Schwester Faina", war ein halbes Jahrzehnt die beste Diskuswerferin der Welt: Olympiasiegerin, zweifache Europameisterin, zwischen 1971 und 1976 elfmalige Weltrekordlerin – die erste Frau, die sowohl die 65- wie auch die 70-m-Marke bezwang. Ihre sportliche Klasse war Ausgangspunkt für eine wahre Leistungsexplosion, denn seither haben elf Werferinnen einundfünfzigmal die 70 Meter erreicht oder übertroffen. Darunter mit Irina Meszynski und Gisela Beyer, der Weltmeisterin Martina Opitz und der zweimaligen Olympiasiegerin Evelin Herberg-Jahl vier aus der DDR. Und mit der Tschechoslowakin Zdenka Silhava steht eine nun schon auf der Schwelle zu den 75 Metern!

Später wurde Faina Trainerin, sogar „Verdienter Trainer der RSFSR". Was Wunder, einem ihrer Schützlinge hat sie das Rüstzeug für einen Weltrekord gegeben: Am 27. Mai vorigen Jahres stieß die zweiundzwanzigjährige Baschkirin Natalja Lissowskaja in Sotschi die Kugel 22,53 Meter weit. „Obwohl sie formal schon nicht mehr meine Schülerin war, machte mich ihr großer Tag mächtig stolz. Wir beide haben uns übrigens nicht getrennt. Natascha besucht mich oft und holt Rat bei mir ein. So unter Frauen, die sich gut kennen... Wenn ich dem Jahr 84 noch einmal hinterherschaue, stelle ich fest, daß es ein gutes Jahr war. Beim Studium kam ich durch alle Examina ohne eine einzige Drei. Dann auch noch dieser Weltrekord!"

Und was wird sein, wenn die Studentenzeit vorbei ist? Darauf kann Faina Melnik noch keine schlüssige Antwort geben. „Ich werde, das steht wohl fest, in die Praxis gehen, also Menschen behandeln. Ob ich dabei vom Sport loskomme, ist sehr fraglich. Vielleicht wende ich mich der Sporttraumatologie zu. Und falls mir mal wieder ein solches Talent über den Weg läuft wie die Lissowskaja, könnte es durchaus sein, daß ich meine Trainertätigkeit zu einer, wie man so sagt, gesellschaftlichen Arbeit mache."

Sie habe („zu meinem Glück") immer die richtigen Lehrer gehabt und auf die richtigen Vorbilder gesetzt. Auf der Fährte zu den Siegerpodesten in aller Welt begegnete sie dem Arzt, Sportpädagogen und ehemaligen Diskuswerfer Kim Buchanzew. „Dem Trainer glückte es, gerade die Athletin zu finden, die er suchte, wie auch sie den einzig möglichen Trainer fand, den sie benötigte", beschrieb „Sowjetski Sport" diese bestens funktionierende sportliche Liaison. Mit Bewunderung und Respekt schaute Faina Melnik zu dem Speerwerfer Jānis Lūsis auf. Er war für sie ein Mann, wie er im Buche steht, „kühn und stark und gradlinig, mit edlem Charakter und seltener Unerschütterlichkeit, der Prototyp eines Siegers, aber auch in der Niederlage beispielgebend für alle". Das gleiche Kompliment machte Faina Lūsis' Frau Elvira Osolina: „Sie ließ den Sport lange Zeit links liegen, schenkte zwei Kindern das Leben, nahm den Speer wieder in die Hand – und warf Weltrekord!"

Die Vorbilder heute

Während ihres Praktikums im Moskauer 33. Krankenhaus profitiert Faina vom umfassenden Wissen der Chirurgen Leonid Wladykin und Wladimir Kuperman. Ihnen zuzuschauen und zuzuhören, von ihrer Arbeitsweise und ihrem Umgang mit den Patienten zu lernen, sei ein Erlebnis. „Und da ist die Oberschwester Tamara Ostroumowa, die mich umsorgt wie eine Mutter. In ihrem Fach ist sie unübertroffen. Den ganzen Krieg über hat sie in Feldlazaretten gearbeitet, ist bis nach Berlin gekommen..."

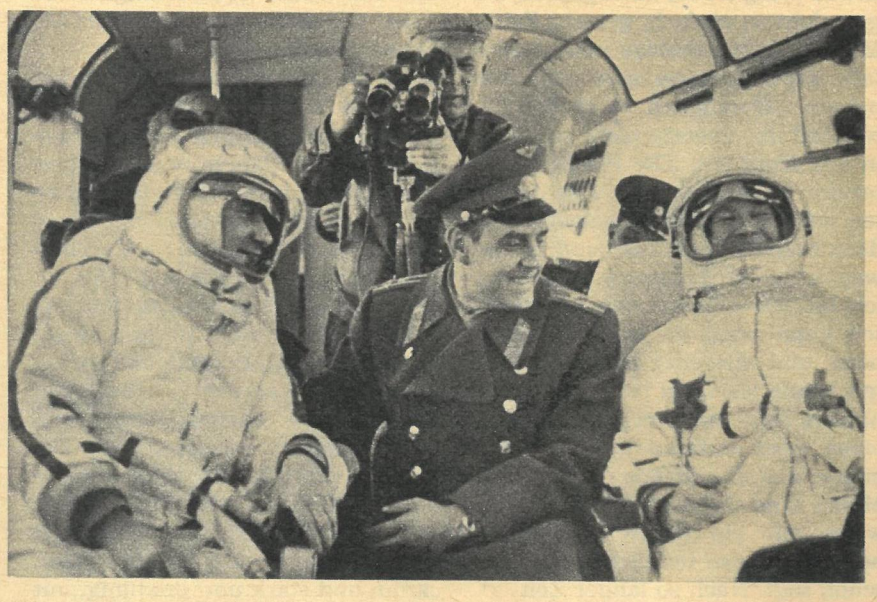
Auf die Frage an die Leichtathletin und Medizinstudentin, was Sport und Arztberuf wohl gemeinsam haben, antwortete Faina Melnik, um des Erfolges willen bedürfe es hier wie dort intensiver Arbeit an sich selbst. Der Sport rüste den Menschen mit dem Willen aus zu siegen. „Aber weil du nicht immer gewinnen kannst, gibt er dir auch das Recht, Fehler zu machen und deswegen zu verlieren. Im Operationssaal hingegen steht mehr auf dem Spiel als ein sportlicher Sieg. Hier sind die Folgen eines Fehlers gravierender – hier geht es um Menschen, die du gesund machen willst. Sie sind dein Sieg..."

Hans Richard Vollbrecht,
Jewgeni Malkow

Fotos: A. Ochmakewitsch, J. Somow/APN

Ein Mensch verwandelte sich in einen Stern. Wie ein Raumschiff bewegte er sich auf einer Erdumlaufbahn: Alexej Leonow, der erste Aussteiger in den freien Weltraum. Nach Gagarins Flug der zweite Meilenstein der bemannten Raumfahrt. Vor zwanzig Jahren ein zukunftsweisendes Experiment, das heute bei den Salut-expeditionen schon kosmischer Alltag geworden ist. Alexej Leonow kommentiert die Fotos von damals.

5000



18. März 1965. Kurz vor acht. Chefkonstrukteur Koroljow gibt Leonow die Worte mit auf den Weg: „Werde nicht übermütig. Aussteigen und dann wieder einsteigen. Das ist sehr viel." Dann beginnt die Fahrt zum startklaren Raumschiff Woßchod 2, dessen Flug für zehn Uhr festgesetzt ist.

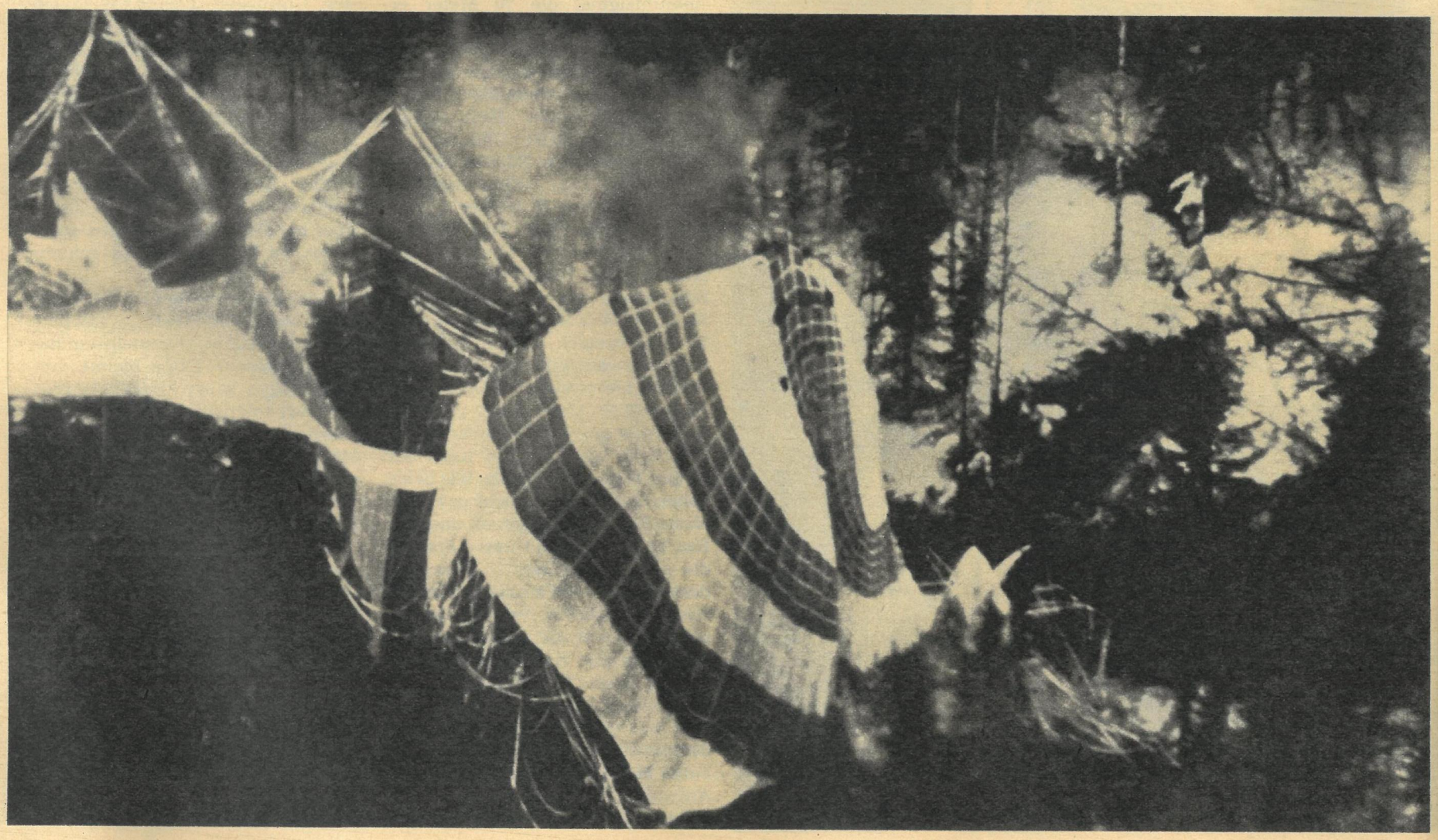
Alexej Leonow, der in wenigen Stunden selbst zu einem Erdtrabanten werden soll, schildert das Bild von der Busfahrt zur Startrampe so:

„Rechts neben mir sitzt Pawel Belajew, mein Fluggefährte und Kommandant unseres Raumschiffes Woßchod 2. Pawel ist zehn Jahre älter als ich, ein stiller Nordrusse, der nur wenig spricht und selten lacht. An diesem Morgen aber lächelt er ununterbrochen, sein Gesicht strahlt vor Glück. Er hatte geglaubt, er sei zu alt für dieses Abenteuer, und oft hatte er zu mir gesagt: ‚Ich glaube es erst, wenn die Kabinentür sich hinter uns schließt.' Und dieser Augenblick ist nun gekommen. Wladimir Komarow, der später bei der Erprobung des Sojus-Raumschiffes tödlich verunglückte, begleitet uns und setzt sich zwischen Pawel und mich. Wir reden und scherzen, während die Fotografen ununterbrochen Aufnahmen machen. Aber in unserem Lachen und in unserer ausgelassenen Fröhlichkeit liegt ein verborgener Ernst, eine unausgesprochene Spannung. Keine Angst, nein, nur das Bewußtsein der außerordentlichen Bedeutung dieses Tages. Zum erstenmal soll ein Mensch das schützende Raumschiff verlassen und sich hinauswagen in das Vakuum des Kosmos, zum erstenmal wird ein Mensch dem Weltraum direkt gegenüberstehen."

Der winkende Alexej Leonow außenbords von Woßchod 2, aufgenommen von der an der Schleusenluke montierten Filmkamera (rechts). Ein Bild, das um die Welt geht. Der Erstaussteiger erzählt über seine Verwandlung in einen Sputnik:

„Plötzlich höre ich Pawels Stimme in meinem Helm. Mein Kommandant ist ganz bewegt: ‚Jetzt öffne ich die Schleusenluke, Aljoscha.' Die Tür, das königliche Tor ins All, geht auf und läßt eine Flut von Sonnenlicht in die Schleusenkammer, in der ich mich befinde. Ich halte mich an den Griffen fest und beuge meinen Oberkörper aus der runden Schleusenöffnung hinaus. Unter mir in der Tiefe dreht sich die Erde. Über ihr liegen Wolkenballen wie Schafe auf einer Wiese. Ich nehme die riesige Krümmung wahr, über die sich ein Regenbogen spannt. Ich schildere über Mikrofon Pawel meine Entdeckung: ‚Pawel, Pawel, sie ist wirklich rund.' Ich nehme den Deckel vom Objektiv der Kamera ab und werfe ihn voller Übermut einfach in den Weltraum: Da, noch ein winziger künstlicher Erdsatellit. Mit den Armen vollführe ich ruckartige Bewegungen. Ich ziehe mich an der Sicherungsleine zum Raumschiff zurück, von dem ich mich mehrere Meter entfernt hatte. Mit den Händen fange ich den Aufprall ab, das Raumschiff gerät dabei ins Schlingern, während ich rücklings wieder in die entgegengesetzte Richtung treibe.

Dann beginne ich, wie es die Konstrukteure mir aufgetragen haben, verschiedene Tätigkeiten zu simulieren, die künftige Weltraummonteure beim Aufbau großer Orbitalstationen, dem Hauptziel des sowjetischen Raumfahrtprogramms, ausführen sollen. Ich stelle fest, daß man rasch ermüdet. Die Muskeln verkrampfen, und das Herz beginnt schneller zu schlagen. Ich verschnaufe, und wie in einem Bett lege ich mich im Kosmos nieder



Kilometer als Sputnik

und betrachte von meiner unendlichen Matratze von neuem die Erde."

Über fünftausend Kilometer auf der Umlaufbahn, unter sich sein Heimatland von der Krim bis zum östlichen Sibirien, begleitet Alexej Leonow wie ein lebendes Flugobjekt das Raumschiff. Weitere fünfzehn Erdrunden in Woßchod 2 folgen bis zur Rückkehr am nächsten Tag. Ein Defekt im automatischen Lenksystem bringt die Besatzung in eine kritische Situation. Pawel Beljajew erhält die Erlaubnis, erstmalig per Handsteuerung ein Raumschiff zu landen. Der Kommandant führt dieses schwierige Manöver mit Umsicht glänzend durch. Woßchod 2 geht mittags in einem tiefverschneiten Wald bei Perm nieder. Allerdings müssen die beiden Kosmonauten eine zweite Nacht im Raumschiff verbringen, bis sie per Hubschrauber geborgen werden können. Bevor der Bergungstrupp bis zur Landestelle vordringt, wird von einem Helikopter warme Pelzkleidung abgeworfen.

Die beiden Bilder vom Landeort 180 Kilometer nordwestlich von Perm, beschreibt Alexej Leonow:

„Woßchod 2 geht zwischen drei hohen Kiefern nieder. Der Fallschirm bleibt ausgebreitet in den Kronen hängen. Seine orangefarbenen Signalstreifen müssen schon aus großer Höhe gut zu erkennen sein. Nur mit größter Kraftanstrengung können wir die Luken in diesem Dickicht öffnen und hinausklettern. Bis zur Hüfte versinken wir im Schnee. Die frische Luft dringt in unsere Lungen. Es kommt mir vor, als ob ich zum zweitenmal auf die Welt käme."

Redaktion: Karl-Heinz Eyermann
Die Fotos stellte uns die Presseagentur NOWOSTI zur Verfügung.

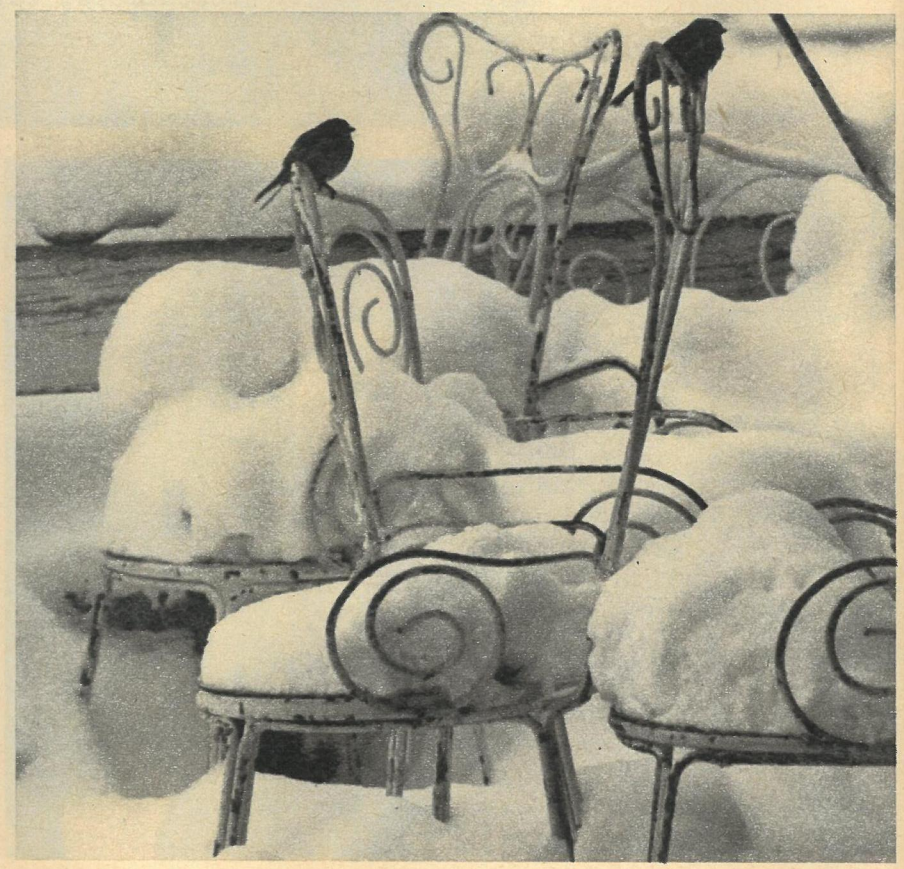
Wetterkapriolen in Armenien:

Als der Buku-buran kam

Die Menschen waren gewarnt gewesen. Im ganzen Land schlug das Wetter seit Wochen schon Kapriolen. Der Februar ist noch nicht zu Ende, und schon hochsommerliche Temperaturen in Turkmenien. Dafür seit Dezember ständig neue Jahrhundert-Kälterekorde aus den Städten Sibiriens und in den Eisfallen des Meeres eingeschlossen Weißwale im Fernen Osten. Im benachbarten Georgien stöhnten die Bäumchen der Zitrusplantagen unter den Schneemassen …

Die ersten Alarmzeichen für das bis dahin verschonte Armenien kamen aus dem Kosmos. „Die Satellitenfotos, die wir am Morgen des 18. Februar und dann auf unseren Wunsch im Rhythmus von drei Stunden empfingen“, erzählt uns in Jerewan Shenja Awetisjan, die Leiterin des Amts für Hydrometeorologie und Umweltschutz der Armenischen SSR (Foto links oben), „ließen Bedrohliches ahnen: Schwere und feuchte Wolkenformationen zogen im Eiltempo vom Mittelmeer her nordostwärts – entgegen der sonst üblichen Richtung. Diese warmen Luftmassen würden unweigerlich über unserem Territorium mit den kalten atmosphärischen Strömungen der kleinasiatischen Zyklone zusammenstoßen … Die Wirkung mußte, so weit wir es übersahen, verheerend sein.“

Die Rundfunksender und das örtliche Fernsehen unterbrachen ihre Programme: Die Menschen wurden aufgefordert, die Ortschaften nicht mehr zu verlassen. Miliz-Posten sperrten alle Fernverkehrsstraßen, Patrouillen mit Kettenfahrzeugen suchten die Trassen nach abgestellten Kraftwagen ab. „In unserem kleinen Städtchen hatten wir plötzlich anderthalbtausend Gäste“, erzählt der Erste Sekretär des Rayonkomitees der Partei in Talin bei Le-

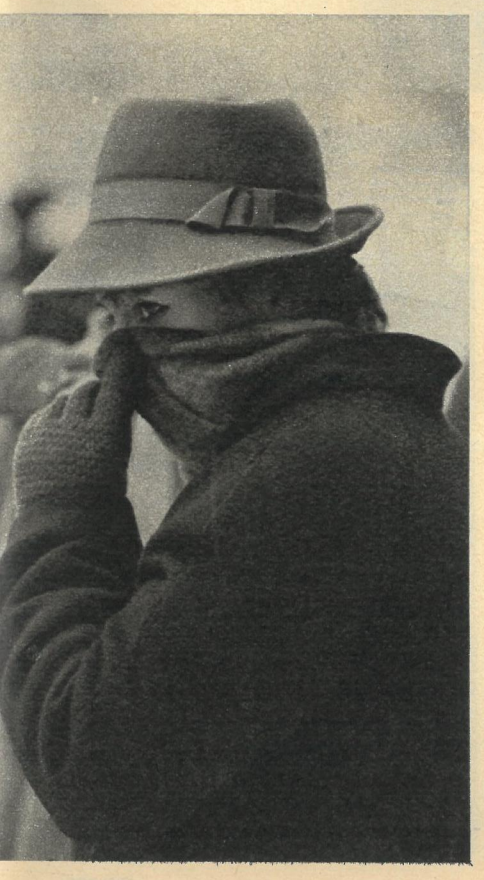


ninakan, dem zweitgrößten Industriezentrum der armenischen Sowjetrepublik. „Die konnten natürlich nicht alle im Hotel unterkommen. Doch die Armenier sind ein gastfreundliches Völkchen – und so haben wir sie in den Familien der Taliner untergebracht…“

Die Nacht zum 19. Februar war stockfinster. Selbst der Mond – es war gerade Neumond – traute sich offenbar nicht heraus. Shenja Awetisjan hielt es nicht mehr zu Hause aus und fuhr (die von ihr selbst veranlaßten Warnungen in den Wind schlagend) in die Wetterzentrale am Rande der Stadt. Sollte die Voraussage falsch gewesen sein? Sind durch ihre Fehleinschätzung etwa Tausende Menschen und Geräte umsonst in den Alarmzustand versetzt worden? – Da geschah es, vor dem Fenster ihres Arbeitszimmers vollzog sich etwas, was auch sie noch nie gesehen hatte: Himmel und Erde gab es nicht mehr, kreuz und quer wirbelte und stöberte es durcheinander…

„Der Schneesturm begann gegen zwei Uhr morgens“, erzählt sie uns. „Schon um 13.00 Uhr hatte die geschlossene Schneedecke in Jerewan eine Höhe von vierzig Zentimetern erreicht. ‚Land unter‘ hieß es bald für die ganze Republik, Weinberge verwandelten sich in Schneehänge (Bild rechts), der Matenadaran, die berühmte Büchersammlung Armeniens, hatte ein weißes Kleid angelegt (Bild links). In einigen Rayons fielen in drei Tagen soviel Niederschläge wie sonst in anderthalb Jahren.“

Die Stadt aber war auf den Wettereinbruch vorbereitet! „Die Schneelasten spalteten die Baumkronen an Straßenrändern und Plätzen, rissen Äste und Freileitungen herunter,“ sagt Juri Dshawadjan, der Erste Stellvertreter des Vorsitzen-



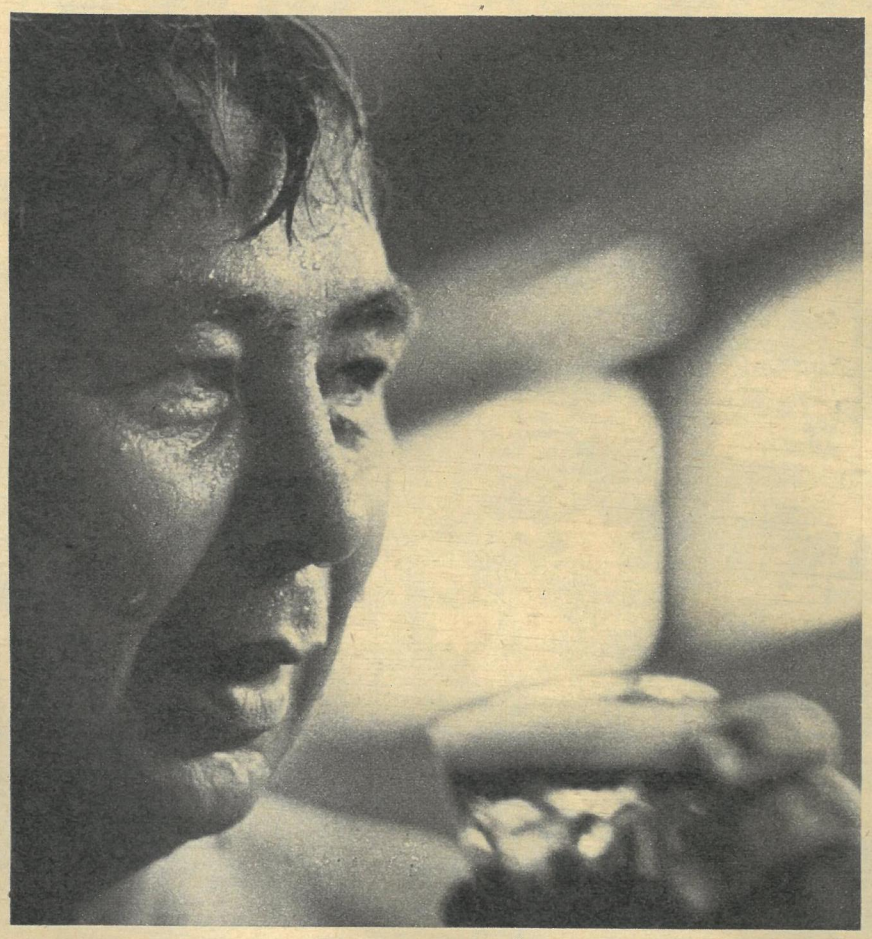
den vom Jerewaner Stadtsowjet. „Doch selbst in den dramatischen Nachtstunden des 19. Februar wurde die Elektroenergiezufuhr nicht eine Minute unterbrochen, fiel die Gasversorgung nicht aus. Aufs extremste vorbereitet, konnten wir momentan auf den Reserve-Masuttank umschalten, als der Druck in der Fernleitung abfiel. Alle Brot- und Lebensmittelläden hatten sich eingedeckt und arbeiteten normal.“ Die Stadtverwaltung verfügte hier, wo an dreihundert Tagen im Jahr laut Statistik die Sonne scheint, natürlicherweise über wenig Schneeräumtechnik. Doch schon am ersten Morgen schickten alle Betriebe ihre Lastwagen und Raupenschlepper, wurden überall Komsomolbrigaden zum Schneeschippen organisiert.

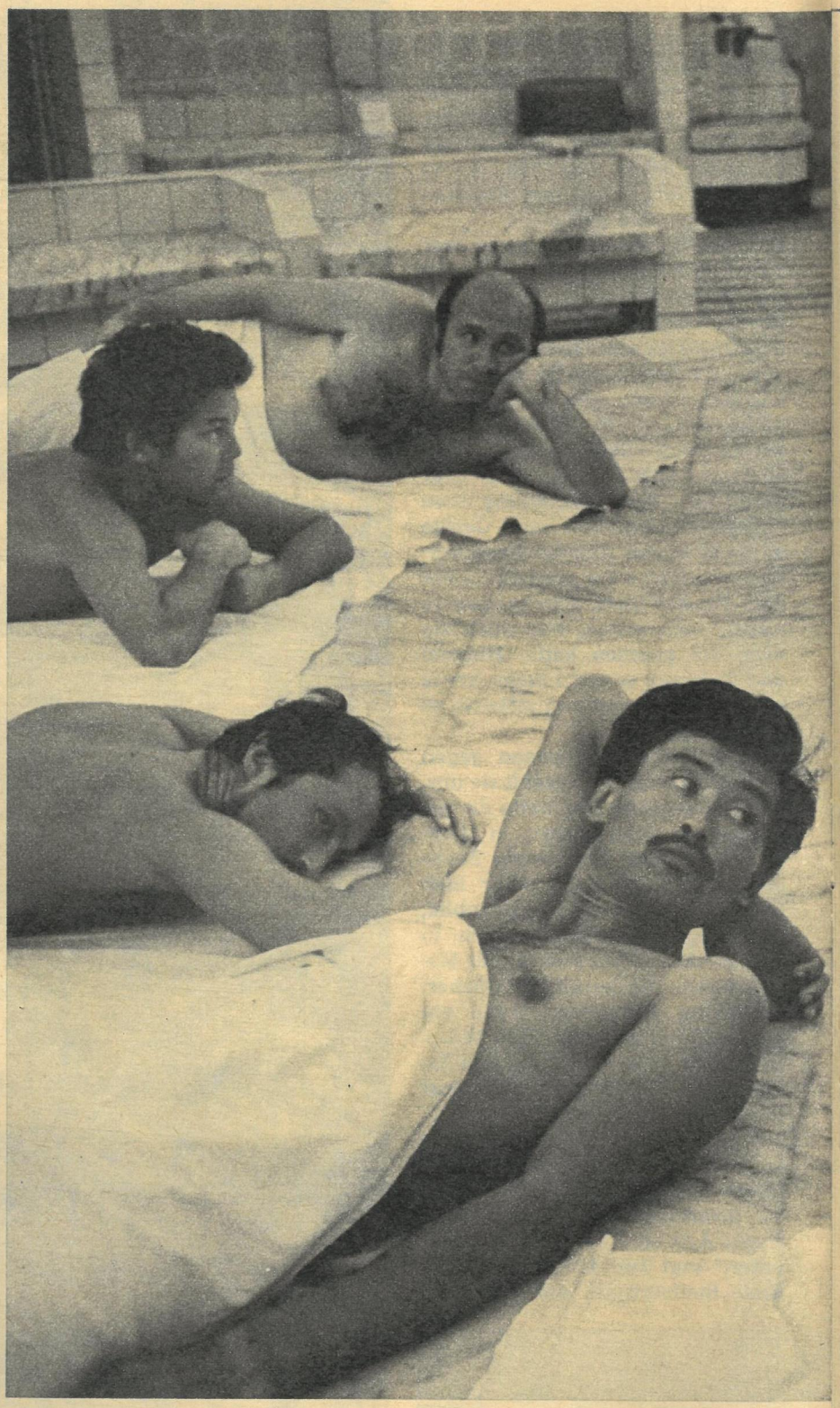
Bukuburan nennen die Alten unter den Alten hier das winterliche Aufbegehren der Natur, für das sie den Namen nur noch aus den Erzählungen ihrer Vorfahren haben. „Nicht, daß der Schnee für uns etwas Fremdartiges wäre“, sagte Shenja Awetisjan, „doch in solchen Mengen hatten wir ihn seit hundert Jahren nicht mehr. Und vor allem: zu solcher Jahreszeit! Der Frühling wäre längst fällig, die Kartoffeln hätten schon gelegt werden müssen… Mit der Frühjahrsaussaat haben wir mindestens drei Wochen Rückstand. Ansonsten, glaube ich, wird die Feuchtigkeit nach dem vergangenen extrem trockenen Jahr dem Boden und uns sicherlich gut tun. Und dräut der Winter noch so sehr, wir sind optimistisch.“

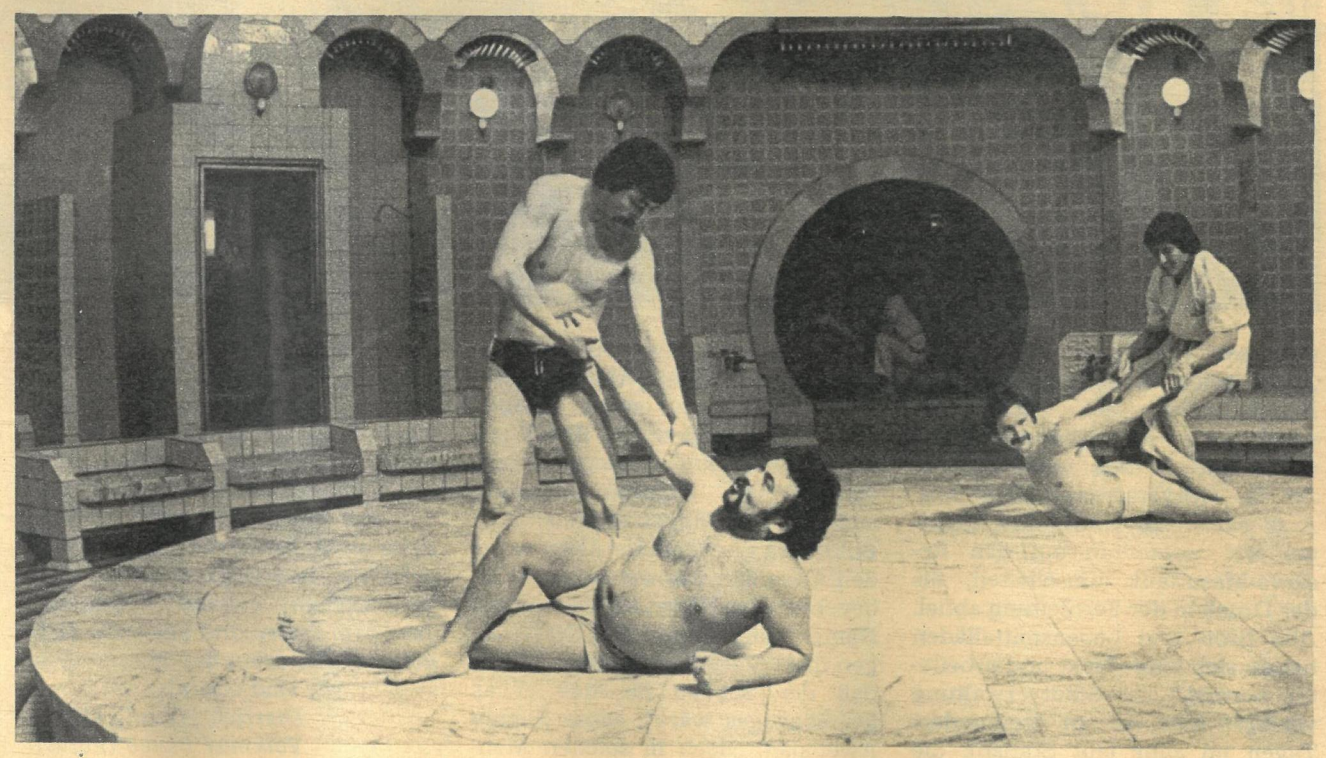
Dietrich Pätzold (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

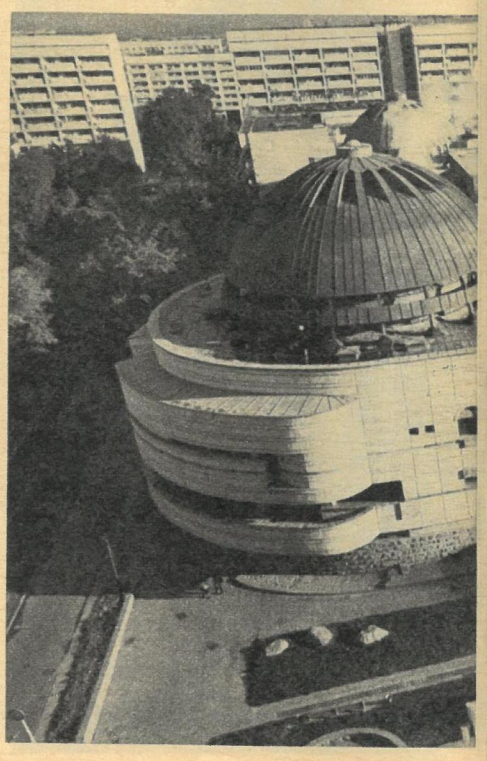
Ein Bad für drei

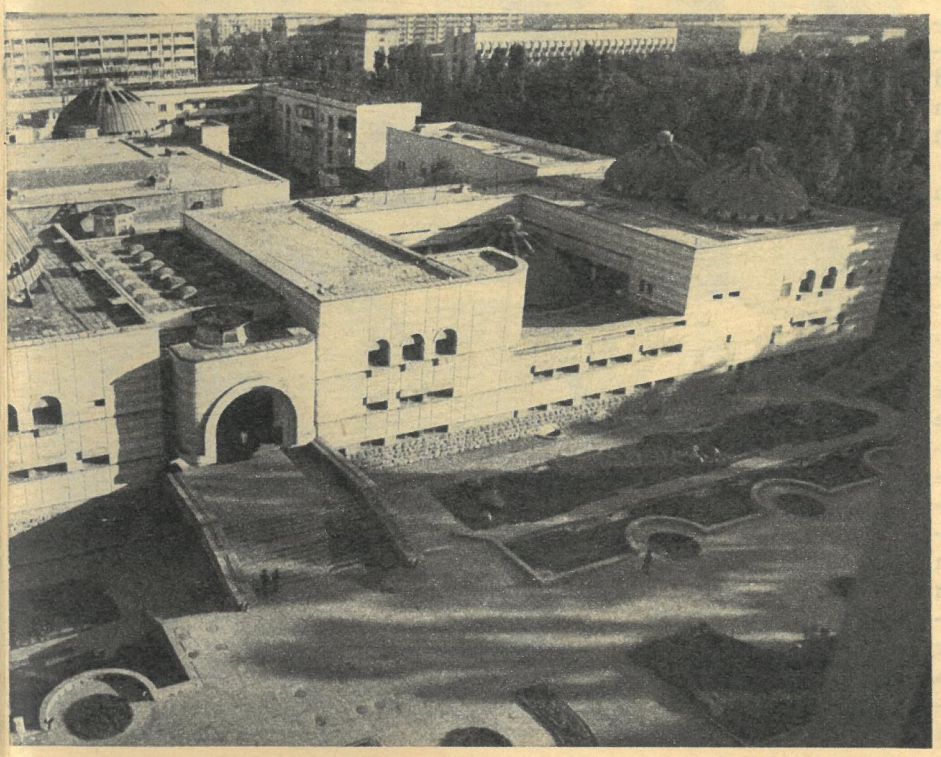
Unsere Moskauer Korrespondenten Dietrich Pätzold (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) unterzogen sich in Alma-Ata einer Tortur, welche die ewige Jugend verspricht.











Mindestens einmal die Woche, es sei denn, seine Truppe wäre zu Gastspielen unterwegs, kommt er gehörig ins Schwitzen: Murat Mussabajew (Foto links außen), gefragter Bariton auf den Opernbühnen des Landes. Dann gibt sich der Verdiente Volkskünstler Kasachstans buchstäblich die Blöße – zwar nicht im Theater, jedoch in einem gleichermaßen stets bis auf den letzten Platz ausverkauften Hause...

Dreitausend Seelen, die hier Tag für Tag in die Heißmangel genommen werden, seit der in der Sowjetunion ob seiner Größe einzigartige Tempel der Reinlichkeit vor nunmehr zweieinhalb Jahren in Alma-Ata eröffnet wurde.

Ein Palast wie aus Tausendundeinernacht. Hinter diesen Mauern hatten wir alles andere vermutet, nur kein Badehaus. Die Fassade erinnert an ein Lust- und Wüstenschloß längst verwehter Zeiten – wie jenes, dessen Überreste in der Islamischen Abteilung des Pergamon-Museums auf der Berliner Museumsinsel zu besichtigen sind. Allein die weißen Dampfsäulen, die schon mit der Morgensonne über den geheimnisvoll glitzernden Kuppeldächern mitten im Stadtzentrum himmelwärts steigen und dem neugierig gewordenen Touristen den Weg weisen, sind ein untrügliches Zeichen dafür, daß man hier wirklich seinen Alltagsärger ablassen, überflüssigen Leistungsdruck loswerden kann...

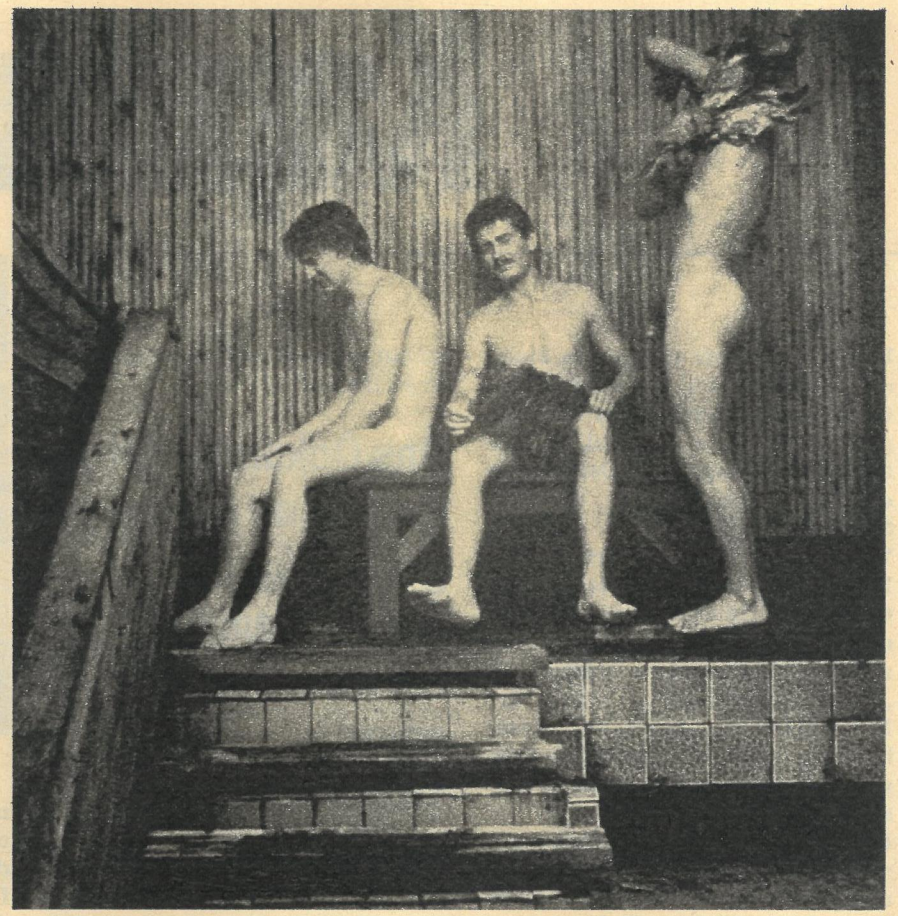
Die Höllenprozedur, die das Paradies verheißt, beginnt an der Kasse mit der Gewissensfrage: „Wie möchten Sie's denn gern – römisch, russisch oder finnisch?" Oh, Versuchung des Paris, welchem der dreierlei Gelüste den Vorzug geben? Mit der obligatorischen Wasserschüssel einem Kampfschild gleich in den Dampfnebel der alten Rus oder aufs fußbodenwarm ver-

Ein Bad für drei

führerische Steinparkett der feinsinnigen Römer mit ihrer unübertroffenen Massagetechnik? Oder in die glutheißen Backstübelein zu den Birkenreisig schlagenden, naturverbundenen Finnen? Wir entscheiden uns zunächst für diese überaus trockene Tour, als uns aber die Schläge mit dem ins Wasser getauchten Birkenlaub im wahrsten Sinne des Wortes zu bunt werden, ziehen wir uns in die Vorhalle zum russischen Bad mit ihrer geselligen Kachel-Sitzecke zurück, wo das Bier, frisch vom Faß, am besten schmeckt und den Schweiß von innen her treibt...

Ansonsten führen hier alle Wege zwar nicht nach Rom, aber immer wieder ins für alle gemeinsam zu nutzende runde Abschlußbecken unter dem einen der beiden großen Kuppeldächer des Hauses. Die andere Kuppel mit all den entsprechenden Räumlichkeiten – dem äußeren Eindruck nach das getreue Spiegelbild – bleibt uns verschlossen. Hier badet das schwächere Geschlecht, das nach den Sitten und Gebräuchen des Landes selbst den eigenen Männern und Söhnen nicht den Zutritt gestattet.

„Das Gebäude mit der gesamten Einrichtung wurde von dem Architekten Wadim Chwan entworfen, der dafür übrigens 1984 den Staatspreis der Kasachischen SSR erhielt", erklärt uns Sergej Terechow, der gerade 29 Jahre alte amtierende Chef des Badepalastes, für den – was die Kapazität und die Komplexität angeht – Vergleichbares auf der Welt nur noch in Istanbul zu finden sei. „Erholung als Erlebnis, eine gemütliche Atmosphäre – das war es, was wir den öffentlichen Warmbadeanstalten üblicher Bauart hinzufügen wollten. So hat jede der drei hier unter einem Dach vereinten Abteilungen ihren eigenen, stilgerechten Barbereich. Im orientalisch-römischen



Bad ist das zum Beispiel die Mokkastube. Daß bei den Bädern selbst streng auf die alten Prozeduren und Rezepturen geachtet wird, versteht sich von selbst. Das Birkenlaub bricht man beispielsweise nur im Juni, sonst lösen sich die Blätter. Daß dabei die medizinisch-technische Betreuung den modernsten Erkenntnissen entspricht, bedarf wohl keiner besonderen Erläuterung. Nur soviel noch: In einem gesonderten Kindertrakt finden auch die Kleinsten Spaß an der heißen Körpervollwäsche." „Ein Vergnügen, das nicht hoch genug bewertet werden kann?" „Gewiß. Für welches der drei Bäder Sie sich auch entscheiden: Wärmezufuhr und Wärmestau steigern die Körpertemperatur auf 38 bis 39 Grad Celsius. Dadurch werden die Verbrennungsprozesse im Organismus beschleunigt, erhöht sich der gesamte Stoffwechsel. Die hohe Lufttemperatur aktiviert auch den Blutkreislauf. Man fühlt sich nach dieser Prozedur wie neugeboren, weswegen es in einem alten russischen Sprichwort auch heißt: ‚Banja wtoraja mat' – die Badestube ist unsere zweite Mutter!"

Zusatzfoto: TASS/G. Popow

Kapitulation

Fünfzig Wagen rollten durch Berlin, in den letzten saß die Delegation des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht. Wir fuhren nach Karlshorst, dem Ziel unserer Fahrt, und passierten ein gutes Stück Berlin... Hier und da flackerten noch Brände. Die deutschen Delegierten vermochten nicht, ihre auf dem Flugplatz eingenommene Pose monumentaler Ruhe zu wahren. Sie preßten die Gesichter an die Glasscheiben des Wagens und sahen die gewaltigen Trümmerhaufen.

An den Mauern waren Befehle des Generals Bersarin angeschlagen.

Die Berliner hasteten hin und her, wechselten eiligst Wohnort, Nachbarn, Freunde. Da stocherten mehrere in den Ruinen eines Lebensmittelgeschäfts herum, wie ein Schild anzeigte, und füllten sich etwas in die Taschen und Körbe.

Eine unerwartete Begegnung. Ausländer in langem Zug, aus Hitlers KZ befreit, ließen an Karren, Fahrrädern, Kinderwagen, in denen sie ihre Habe mitführten, die Fahnen ihrer Länder wehen: jugoslawische, italienische, französische, holländische... An einem Pfosten hing in allen Sprachen die Aufschrift: „Zur Sammelstelle sowjetischer und ausländischer Staatsangehöriger." Die deutschen Generale schauten weg. Ein stämmiger Neger mit kindlichem Gesicht erblickte die Sowjetoffiziere in den Wagen und winkte ihnen fröhlich zu.

Vergeblich wendeten die Deutschen ihren Blick zu Boden oder schneuzten sich eifrig, um hinter dem Taschentuch ein Versteck zu finden. Die Berliner hatten sie erkannt. Das merkte man an der plötzlichen Lebhaftigkeit, mit der sie untereinander tuschelten und auf die Wagen deuteten. Betrübte Gesichter sah ich nicht. Freilich zeigten nicht alle solches Interesse für unseren Zug. An den Mauern waren Befehle des Generals Bersarin angeschlagen. Vor ihnen standen die Menschen in Scharen. Sie schienen diese nicht nur zu lesen, sondern zu studieren.

Wieder eine Begegnung. Diesmal war es eine lange Kolonne Kriegsgefangener. Sie gewahrten die Wagen mit den deutschen Generalen. Und ich sah, wie einige von ihnen die Hände hoben, aber nicht zum Gruß, sondern um ihren ehemaligen Vorgesetzten wütend zu drohen. In den Wagen der Delegierten erfolgte darauf ein erneuter Schnupfen-Anfall.

Wir erreichten Friedrichsfelde. Hier befand sich sowjetisches Militär. An den Häusern sah man Schilder. „Hotel für durchreisende Offiziere", „Technische Hilfsstelle", „Verpflegungsstelle"... In der Nähe spielten Kinder auf dieser breiten, von schattigen Bäumen und abgeschossenen Panzern umsäumten Straße.

Ein stämmiger, junger Kosak hatte sich einen blonden Dreikäsehoch aufs Knie gesetzt und schaukelte ihn. Der kleine Bub schien quietschvergnügt zu sein und der Kosak ebenfalls; die beiden unterhielten sich lebhaft in der internationalen Sprache des Mienenspiels und der Gesten. In dieser Straße war ein riesiger Triumphbogen errichtet, mit einer Abbildung des Siegesordens der Sowjetunion. Die Fassade des Triumphbogens trug die Aufschrift: „Ruhm der Roten Armee!" Ein Tor des Sieges, für die „verschnupften" Generale das Tor der Niederlage. Auf Exaktheit und Vollständigkeit der Schilderung bedacht, notierte ich unterwegs hastig:

„In Karlshorst eingetroffen. Endstation der historischen Route. Schwüler Mittag. Ein hoher Fabrikschlot, von einem Geschoß zerschrammt. Er raucht noch. Die Gärten stehen in Blüte. Es duftet nach Flieder. Wir fahren an einem Lebensmittelladen vorbei. Ein Deutscher tritt aus dem Laden, ein Mann in mittleren Jahren. Schlapphut, goldene Brille, biederes Aussehen. Er drückt zärtlich sein Brot, ein in den ‚Völkischen Beobachter' eingewickeltes Stück Fleisch und eine Tüte Zucker an die Brust. Ein amerikanischer Berichterstatter springt aus dem Wagen und bittet den Deutschen um den ‚Völkischen Beobachter'. Als der Deutsche die Sowjetoffiziere gewahrt, lüftet er höflich und sogar mit einer gewissen Herzlichkeit den Hut. Der Weg zum Herzen führt durch den Magen. An einer Ecke der Schloßstraße werfe ich einen Blick auf Keitel. Er hat sein Gesicht nach rechts gewandt. Auf einem Haus hat er eine Aufschrift erblickt, eine von jenen, die auf Goebbels' Befehl in den letzten Tagen der Kämpfe eiligst hingeschmiert wurden: ‚Ihr wollt leben, also kämpft!' Keitel schaut weg. Wie oft muß er heute wegschauen!"

Das Dokument ist kurz, doch seine gewichtigen Formulierungen nahmen einen ganzen Tag in Anspruch.

Wir sahen vor uns ein verhältnismäßig kleines, zweistöckiges Haus, von einem Garten umgeben. Das Kasino der Pionierschule in Karlshorst. Vielleicht wird nächstens dieses Haus in den Geschichtsbüchern unserer Kinder abgebildet sein... Die Delegationen begaben sich in die ihnen zugewiesenen Räume. Mit ihren Sachverständigen und Beratern schritten sie zur Abfassung des Dokuments über die bedingungslose Kapitulation Deutschlands. Das Dokument ist kurz, doch seine knappen, gewichtigen Formulierungen nahmen einen ganzen Tag Arbeit in Anspruch.

Auch wir arbeiteten in den Wandelgängen und schrieben unsere Korrespondenzen über Tempelhof, über den Anfang des Tages. Dann begaben wir uns zu den Apparaten, die nebenan in einem Flügel der Pionierschule klapperten. Wir hatten einen kurzen Verbindungsweg, zwei Fernsprecher waren durch direkte Leitung mit Moskau verbunden. Ein Korrespondent schrie in den Hörer, sichtlich bemüht, die Gespräche und den Lärm im Vestibül zu übertönen: „Hallo, ich spreche aus Berlin!... Wissen Sie denn nicht, daß heute die Kapitulation Deutschlands unterzeichnet wird?... Stimmt! Merken Sie sich also, ich bin der erste, von dem Sie es erfahren. Um wieviel Uhr? Das weiß ich nicht, niemand weiß es, jeden Augenblick kann es losgehen, wir warten... Jawohl, sie hat sich ein wenig verspätet... Sie wird von einem Vertreter der französischen Armee, General de Lattre-Tassigny, geführt... Sein Äußeres können Sie selbst nach dem Foto beschreiben... Das Foto schicken wir sofort per Flugzeug ab... Hallo! Einige Einzelheiten über General de Lattre-Tassigny. Hat 1940 am Krieg um Frankreich teilgenommen. Unterscheidet sich von vielen anderen französischen Generalen dadurch, daß er schon damals die Deutschen schlug. Er ist der Held der sogenannten ‚Schlacht um den Friedhof'... Hallo! Wie ist das Wetter in Moskau?... Es regnet?... Hier ist's heiß, richtiger Sommer... Ich habe furchtbaren Hunger... Ein Restaurant ist wohl vorhanden, aber wir trauen uns nicht fort... Hallo! Rufen Sie meine Frau an, und bestellen Sie ihr einen Gruß aus Berlin!"

Den Saal betrat Marschall Shukow, von den Delegierten umgeben.

Es dunkelte. Wir rauchten ohne Ende, promenierten im langgestreckten Vestibül, unterhielten uns mit ausländischen Berichterstattern. Einer von ihnen, ein Vertreter amerikanischer Rundfunkgesellschaften, ein bärtiger, hochgewachsener Mann, der wie ein Farmer aussah, sagte träumerisch: „Vielleicht wird es mir jetzt endlich gelingen, nach Amerika zu reisen." – „Wie meinen Sie das?" – „Ich war schon acht Jahre nicht dort." – „Warum?" – „Jedesmal, wenn ich Anstalten machte heimzureisen, war in Europa irgend etwas los. Und jedesmal waren es die Deutschen." In einer anderen Ecke entwickelte ein älterer amerikanischer Berichterstatter seine Theorie, daß die Deutschen „sich nicht ändern". „Trauen Sie nur nicht dieser äußeren Unterwürfigkeit. Dahinter steckt der Traum auf Revanche. Das hier ist schon die vierte Begegnung mit den Deutschen, und die zweite Begegnung mit Keitel. Die erste Begegnung am 11. November 1918 in Compiègne. Die zweite am

in Karlshorst

FREIE WELT Serie 4

Als Frontberichterstatter erlebte der sowjetische Publizist Lew Slawin den Krieg von der ersten Stunde bis zum Tag des Sieges. In Berlin wurde er Zeuge der letzten Tage des „Dritten Reiches", des Gebarens seiner Würdenträger, die in der Nacht vom 8. zum 9. Mai in Karlshorst mit ihren Unterschriften das Ende ihrer Macht signierten.

Dieser Bericht entstand unter den noch frischen Eindrücken des Erlebten. FREIE WELT entnahm ihn der „Sowjetliteratur" vom Januar 1946.

28. Mai 1919 im Spiegelsaal von Versailles. Am 22. Juni 1940 wieder in Compiègne…" – „Wie sind Sie dahin geraten?" – „An jenem Tag war ich eben… schweizer Bürger", sagte er zwinkernd. Alle lachten. „Dort, in Compiègne, habe ich Keitel zum erstenmal gesehen", fuhr er fort. „Er war es ja, der dem französischen Bevollmächtigten Huntzinger den für Frankreich schmachvollen Waffenstillstand diktierte. Heute ist er in der Lage, in der Huntzinger damals war. Schicksal! Jawohl, hier in Karlshorst, an der Peripherie von Berlin – das wird meine vierte Begegnung mit den Deutschen sein. Natürlich ist sie die schönste von allen."

Er zog den „Völkischen Beobachter" aus der Tasche, den er sich kurz zuvor auf der Straße hatte geben lassen. „Die Nummer ist vom 20. April dieses Jahres", sagte er, „wissen Sie, was für ein Tag das war? – Hitlers Geburtstag! Ich will das Blatt unbedingt nach Amerika mitnehmen. Zum Andenken! Ich möchte die Gentlemen bitten, ihre Unterschrift hinzusetzen und zu bescheinigen, daß ich mir die Zeitung in Berlin von einem Deutschen geben ließ, der diese Festnummer als Packpapier benutzte."

Wir schlugen das Blatt auf. Der Leitartikel ihres Chefredakteurs Alfred Rosenberg – „Der Geburtstag des Führers zur Zeit der Entscheidungsschlacht" – stand mit seinem hochtrabenden Ton in krassem Gegensatz zum OKW-Bericht. Ein langer Aufsatz von Goebbels beschwor hysterisch die Bevölkerung, den „Führer" nicht im Stich zu lassen, und versprach, daß auch der „Führer" „sein Volk" nicht verlassen werde. Gerade an dieser Stelle hatte das in die Zeitung gewickelte Fleisch einen großen Fleck hinterlassen. Außerdem enthielt das Blatt einen belehrenden Aufsatz über die Zubereitung von Tee aus Kohlblättern und zahlreiche Todesanzeigen von Offizieren und Soldaten, die an der Ostfront gefallen waren. Die einzige Illustration zeigte Hitler, die Truppen abschreitend, in Begleitung von Dönitz, Himmler und Keitel.

Ein Geräusch lenkte unsere Aufmerksamkeit ab. Den Saal betrat Marschall Shukow, von den Delegierten umgeben. Wir nahmen rasch unsere Plätze ein.

Wir betrachteten es mit Interesse, das kleine Blatt Papier, unterzeichnet von Großadmiral Dönitz.

Der Tisch für das Präsidium stand auf einer Erhöhung. Das waren die Plätze für die Vertreter der Siegermächte: Shukow, Wyschinski, Tedder, Spaatz, Barrow, de Lattre-Tassigny.

An langen Tischen, die rechtwinklig zum Präsidiumstisch aufgestellt waren, nahmen die zahlreichen Mitglieder der Delegationen und auch die Pressevertreter Platz. Die für die deutsche Delegation bestimmten Plätze an einem abseits stehenden kleinen Tisch waren noch leer.

Ich betrachtete Shukow, sein massiges Gesicht, erfüllt von Willenskraft und Energie, und dachte an seinen Lebensweg. Ich hatte das Glück gehabt, ihn in verschiedenen Jahren, immer aber in Augenblikken entscheidender Kämpfe, zu sehen. Ich rief mir Shukow ins Gedächtnis, wie er 1939 die Kämpfe leitete auf den Hügeln von Chalchin-Gol, wie er 1941 auf den rauchenden Barrikaden in Leningrad und etwas später in den Wäldern bei Moskau, in den schneeverwehten Stellungen vor der Sowjethauptstadt und schließlich auf dem ganzen ruhmvollen Weg von Warschau bis Berlin den Feind schlug, jagte, vernichtete.

Shukow erhob sich und gab in knappen präzisen Wendungen das Ziel der Versammlung bekannt: die Entgegennahme der bedingungslosen Kapitulation seitens des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht.

Hierauf wurde die deutsche Delegation in den Saal geführt. In der Tür erschien Keitel. Er jonglierte mit dem Marschallstab und ließ sich auf einem Stuhl nieder, zu seiner Rechten Stumpff, zu seiner Linken Friedeburg. Die übrigen zwölf Mitglieder der deutschen Delegation blieben hinter ihnen stehen. Von Shukow aufgefordert, überreichte Keitel den Chefs der alliierten Delegationen das Dokument, das die deutsche Delegation ermächtigte, die Kapitulationsurkunde zu unterzeichnen. Dieses Dokument wanderte zur Einsichtnahme an die Berichterstatter. Wir betrachteten es mit Interesse, das kleine Blatt Papier, unterzeichnet von Großadmiral Dönitz. Am Stempel in der Ecke war eine bemerkenswerte Abänderung vorgenommen. Über der Zeile „Oberkommando" war das Wort „Berlin" mit Tinte gestrichen und mit Tinte hingekritzelt: „Hauptquartier". Das Hauptquartier hatte sich ja so eilig davongemacht, daß es nicht einmal Zeit gehabt hatte, neue Formulare drucken zu lassen. Viel Gelegenheit zum Reden hatten die Vertreter des niedergeworfenen Hitlerdeutschlands nicht, sie waren zu dem einzigen Zweck hierhergekommen, die bedingungslose Kapitulation zu unterzeichnen. Keitel wollte noch schauspielern. Die Nazimachthaber hatten eine Passion für theatralische Gesten und hochtrabende Reden. Während die Punkte über die bedingungslose Kapitulation verlesen und übersetzt wurden, spielte Keitel ununterbrochen Theater. Gesicht und Haltung drückten affektierten Hochmut aus. Er saß auf dem Stuhl, die Hände in die Hüften gestemmt, als säße er zu Pferde, und suchte diesen Eindruck durch drollig-feierliche Manipulationen mit dem Marschallstab zu verstärken: bald stützte er sich auf den Stab, bald warf er ihn mit Gepolter auf den Tisch, bald breitete er über ihn mit großartiger Gebärde seine Hände aus.

Die Kameras klickten. Wir hatten lange auf diesen Augenblick gewartet.

Die Haltung seiner Nachbarn war natürlicher. Das Gesicht des Vertreters der Luftwaffe, des Generaloberst Stumpff, zeigte resignierte Langeweile. Generaladmiral von Friedeburg, der Oberbefehlshaber der deutschen Kriegsmarine, drückte Scham und Bestürzung aus. Von Zeit zu Zeit steckten die drei ihre Köpfe zusammen und stritten leise. Stumpff tuschelte Keitel etwas zu, ihn mit haßerfüllten Blicken anschauend, als wenn er sagen wollte: „Was schwatzen Sie da noch? Unterschreiben Sie! Gerade die rechte Zeit zum Quatschen…"

Um die Kapitulationsurkunde zu unterzeichnen, mußten die deutschen Delegierten den halben Saal durchmessen und an einen anderen Tisch treten, der neben dem Präsidium stand. Keitel griff nach der Feder. Die Kameras klickten. Wir hatten lange auf diesen Augenblick gewartet. Hunderte von Städten waren in Trümmer gelegt, blühende Länder verwüstet, Millionen Menschen getötet, das Sowjetvolk mußte seine Riesenkraft voll entfalten, damit dieser Mann, der die deutschen Streitkräfte repräsentierte, seinen Namen auf das vor ihm liegende Blatt setzte.

Die Prozedur der Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde dauerte ziemlich lange, denn es mußten viele Blätter in verschiedenen Sprachen unterzeichnet werden. Keitel benutzte nicht das Schreibzeug, das auf dem Tisch stand, sondern unterzeichnete mit seinem eigenen Füllfederhalter, offenbar, um nichts zum Andenken zu hinterlassen. Dann war alles beendet. Marschall Shukow beschloß diesen bedeutsamen Tag mit den Worten: „Die deutsche Delegation kann gehen."

Ich trat ans offene Fenster, und plötzlich übermannte mich ein seltsames Gefühl, ein überwältigendes Gemisch von Glück und Einmaligkeit. Ich schaute zum Fenster hinaus und sah Sterne, Lichter in den Häusern; aus dem Saal hinter mir ergoß sich Licht auf die Straße… Das also war es! Keine Verdunkelung mehr! Daher dieses Gefühl der Freude! Zum erstenmal seit Juni 1941 blickte ich nun durch ein hell erleuchtetes Fenster in die Nacht hinaus. Wie oft hatte ich in den vier Jahren diesen Augenblick herbeigesehnt! Und nun erlebte ich ihn, in Berlin, in dem Hause, wo Hitlerdeutschland soeben kapituliert hatte.

Ende

Dieses Bild entstand im Herbst 1930: Ernst Thälmann spricht auf einer Kundgebung der Kommunistischen Partei Deutschlands im Berliner Lustgarten. Es ist dies, aufgenommen zwei und ein halbes Jahr vor Hitlers sogenannter Machtergreifung, ein Bild vom antifaschistischen Widerstand, der nicht erst am Morgen nach dem 30. Januar 1933 begann, jedenfalls nicht für die Kommunisten. Sie waren unter allen, die widerstanden, die ersten. Keine Partei hatte mehr Tote zu beklagen. Keine andere Partei, geheime Dokumente beweisen es, haben die Nazis mehr gefürchtet. Und es waren die Kommunisten, die lange vor 1933 gemahnt und gewarnt haben, denn sie sahen mit Marx und Lenin auf den Grund der Dinge und wußten also, was kommen würde. Rechtzeitig genug bot die KPD der SPD über den Graben, der beide Parteien trennte, die Hand zur Aktionseinheit. Ein solches Bündnis besaß eine reale Chance, den Marsch des Faschismus in die Macht und in den Krieg zu verhindern. Aber in der deutschen Sozialdemokratie jener Jahre dominierte deren rechter Flügel, verblendet vom bornierten Antikommunismus und deshalb blind für die Dimension der historischen Verantwortung. Als Hitler schließlich in der Reichskanzlei saß, waren es wieder die Kommunisten, die keinen Tag schwankten, während die bürgerlichen Parteien, die sich stets als die Gralshüter der Demokratie aufgespielt hatten, noch immer Parlament spielten und sich selbst entmündigten, indem sie Hitlers Ermächtigungsgesetz zustimmten.

Widerstand leisteten später nicht nur Kommunisten, auch Sozialdemokraten, Christen beider Kirchen, Offiziere. Daß sich Gruppen nach Motiven und Zukunftsbildern unterschieden, war natürlich und unvermeidlich. Daß keine feste Gemeinsamkeit der Tat zustande kam, begünstigte nur den gemeinsamen Feind. Und es waren wieder die Kommunisten, die eine Interessengemeinschaft aller Bedrohten, eine Koalition aller Vernünftigen gegen den faschistischen Wahnwitz anstrebten. Im Jahre 1935, auf ihrer Parteikonferenz, traten sie ein für eine breite antifaschistische Volksfront, die alle Teile der Arbeiterklasse und ihrer Organisationen, der Bauernschaft, der Intelligenz, des Mittelstandes, alle Gegner des Regimes bis hinein in das Bürgertum zusammenfaßt.

Was zwischen dem Januar 1933 und dem Mai 1945 geschah, war kein unabwendbares Schicksal. Die Katastrophe wäre zu verhindern gewesen, wenn Vernunft beizeiten die Oberhand gewonnen hätte. Eine Lehre, die auch für unsere Tage gilt.

Jürgen Jessel

Die letzten Monate des zweiten Weltkriegs – die ersten Wochen des Friedens. Ein Rückblick vierzig Jahre nach der Befreiung durch die Sowjetarmee.

FOLGE 6

Sie sa Grun

ahen auf den d der Dinge

DOKUMENTE DER ZEIT

Antwort Ernst Thälmanns auf Fragen sozialdemokratischer Arbeiter im Juli 1932:
„Das Hitlersche Offiziers- und Prinzenpack hat erklärt, daß es die kommunistische Bewegung, das sind viele Millionen revolutionärer Männer und Frauen, ausrotten, hängen, köpfen und rädern will. Und angesichts dieser Tatsache, angesichts der drohenden Gefahr, daß aus Deutschland ein Land des Galgens und des Scheiterhaufens wird, sollten wir Kommunisten die antifaschistische, proletarische Einheitsfront nicht ehrlich meinen?“

Flugblatt einer kommunistischen Widerstandsgruppe in Leipzig:
„Was sollt ihr tun? In jedem Betrieb die 72-Stunden-Woche ablehnen? Arbeitet langsamer!... Meldet euch krank!... Tut alles, was dem Krieg schadet und ihn schnell beendet.“

Aus dem Urteil des Volksgerichtshofes gegen Anton Saefkow, Franz Jacob und Bernhard Bästlein:
„Saefkow, Jacob und Bästlein sind alte kommunistische Funktionäre... Sie haben vornehmlich im fünften Kriegsjahr die KPD in einem derartigen Umfang wiederaufgezogen..., daß hier für das Reich die allerschwersten Gefahren heraufbeschworen wurden.“

Letzte Worte Arvid Harnacks:
„Ich bereue nichts. Ich sterbe als überzeugter Kommunist.“

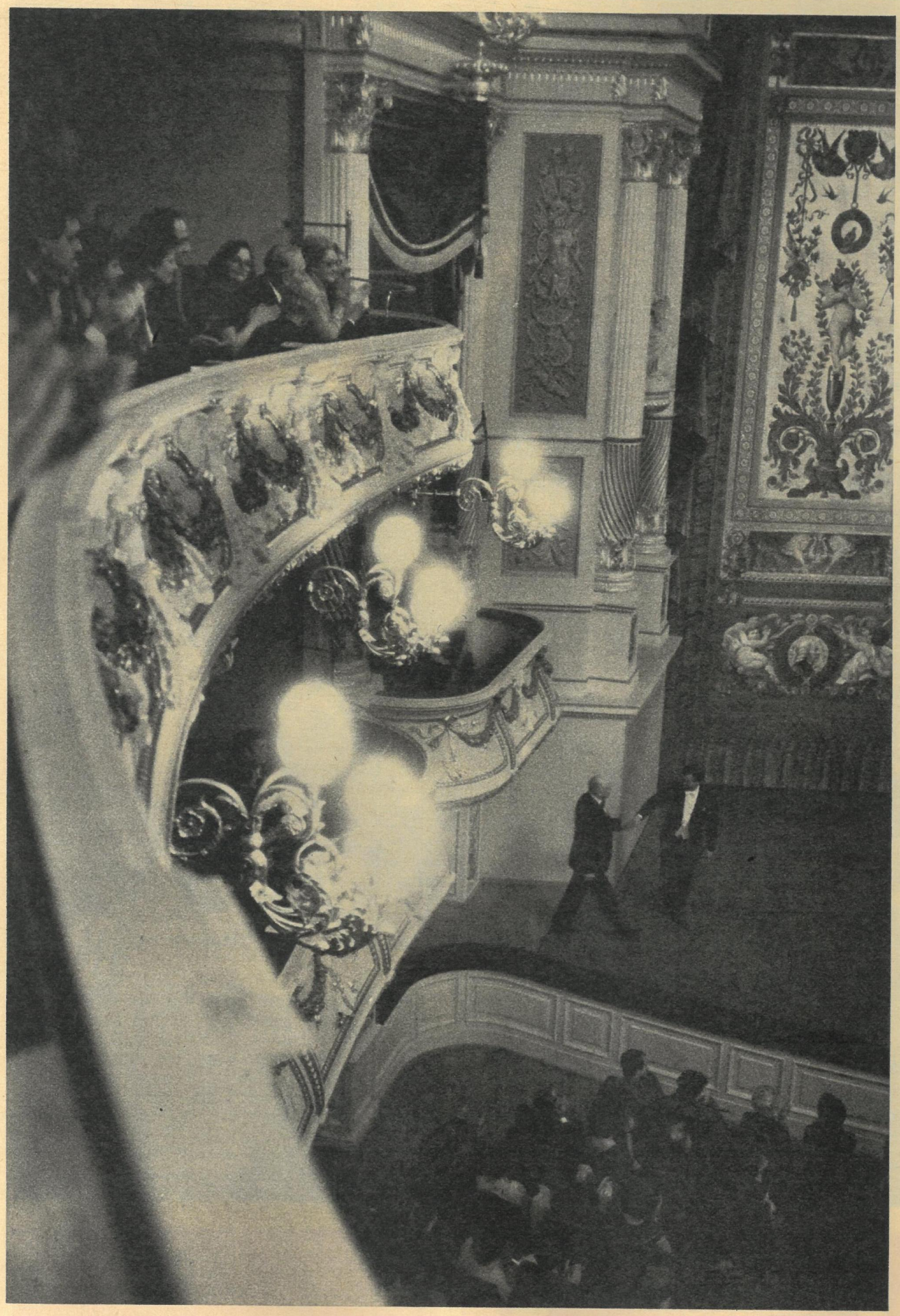
Letzter Brief Harro Schulze-Boysens:
„Wenn wir auch sterben sollen, so wissen wir: Die Saat geht auf!“

Foto: Archiv

Ob er abergläubisch ist? Einige Zeitungen (auch bei uns) haben seinen 70. Geburtstag um ein Jahr vorverlegt und schon am 20. März 1984 gefeiert. – Wie kommt so etwas! Falsche Kalender, falsche Daten? – Man kann darüber philosophieren. Zumindest stand dahinter der Wunsch, einen Anlaß zu haben, über *Swjatoslaw Richter* zu schreiben, auch wenn man ihm im Konzert zu der Zeit gerade nicht begegnet. Eine uralte Erscheinung menschlichen Kulturdaseins: Faszination mischt Tatsachen mit Wünschen und führt dem Journalisten die Feder. So verwerflich ist das nicht!

Umgibt ihn ein Geheimnis? – Vielleicht! Aber da dreht es sich nicht gerade um ein Jahr Altersdifferenz; er spielt mit siebzig so einzigartig wie mit neunundsechzig. Zur öffentlichen Person hat er sich freilich niemals hochstilisiert und daher auch niemals biographische Mitteilungen über sich selbst austrompetet, wie manch heutige Virtuosen gern tun. Womöglich ist bei solcher Verschwiegenheit das Geburtsjahr ein wenig in den Hintergrund geraten.
So wäre er eitel? – Alles andere als das, und schon gar nicht in bezug auf sein Alter! Swjatoslaw Richter ist ein wunderbares Beispiel dafür, wie der immer wachsende Erfahrungsschatz des Lebens die Dynamik des Künstlertums reicher werden läßt. Dynamik soll man sich dabei nicht als etwas Explosives, stets sich Wandelndes oder Umkehrendes vorstellen. Bei Richter und seiner dem Menschentum ganz verschmolzenen pianistischen Kunst zielt sie auf das Umfassende, Ungebrochene. Das schließt Wandlungsbereitschaft mit ein.

Als ich ihn kürzlich, anläßlich der Neueröffnung der Dresdner Semperoper, an einem großen Abend wiedererlebte, den er gemeinsam mit Peter Schreier Schuberts „Winterreise" widmete, bestätigte sich dieses Besondere seines künstlerischen Wesens sofort beim Auftreten, noch ehe der erste Ton erklungen war: Hier begegnen wir einer so ausgeglichen-umfassenden Persönlichkeit, daß es gleichgültig wird, ob der Saal, die optische Umgebung festlich vergoldet oder nur karg ist. Den Ort des Konzertes, wenn er nur akustisch genügt, bestimmt und gestaltet Swjatoslaw Richter mit seinem Hiersein. – Dies kann nicht „Mythos" sein oder Aura einer lang vertrauten künstlerischen „Institution". Richter, wiewohl auch bei uns seit wenigstens zwei Jahrzehnten den Freunden der Klaviermusik wohlbekannt, hat sich immer ein wenig rar gemacht und dem nach Programm und Ort besonderen Auftritt den Vorzug gegeben gegenüber allem Zyklus-Betrieb. – Was sich da anspinnt zwischen den Hörern und ihm, vom ersten Augenblick an, ist nur zu empfinden, nicht zu beschreiben. Obwohl es in seinem Wesen unvergleichbar ist, beantwortet Richter die Erwartungen seiner Hörer keineswegs mit „Unfaßbarem". Stets sind Empfinden und geistige Durchdringung so ausgewogen, daß eine große Klarheit, ja Deutlichkeit Ereignis wird und damit umfassender Verständlichkeit seiner Interpretation der Boden bereitet ist.



Nach dem Konzert, Semperoper 1985

Spezialistentum (wir reden gar nicht von der pianistischen Qualifikation) ist daher Richters Sache nicht. Alle Musik, die seinem Wesen liegt, ist für ihn wesentlich, sei sie ältesten oder neuesten Ursprungs. Und auch das „am Rande" Liegende streift er nicht nur. Welcher Große des Pianofortes hätte je Händels sämtliche Sonaten zu zyklischen Würden gebracht, wie Richter es im Herbst 1980 im Apollo-Saal der Berliner Staatsoper getan? Es entspricht seinem musikalischen Charakter, wenn er sich häufiger als andere bedeutende Pianisten gemeinschaftlichen Darbietungen widmet. Das ist ja nicht so einfach: Je ausgeprägter das solistische Individuelle, desto komplizierter das Sich-Fügen in ein Ensemble. Erinnern wir uns aber, was ein-

Talent ist Leidenschaft

Vor dem Konzert, Gewandhausorchester 1963

gangs über das Dynamische in ihm zu sagen versucht wurde. Woher es rührt, kann nur vermutet werden. Die Oper scheint im Spiele, die spannungsreichste der musikalischen Kunstformen. Wenn man den Kalendarien trauen kann, so kam Richter mit ihr nicht erst als Sechzehnjähriger in Kontakt, da er als Korrepetitor in das Odessaer Opernhaus eintrat, um hier zwei Jahre darauf, mit achtzehn also, vier Jahre hindurch als stellvertretender Chefdirigent zu wirken, zugleich aber Klavierabende zu geben. Richters Vater war Klavierlehrer, von daher schien alles vorausbestimmt. Aber des Jungen Leidenschaft für Theater und Malerei war im elterlichen Klavierzimmer nicht zu stillen. Seine Welt schien in der vorwärtsdrängenden Kraft der Oper zu liegen.

Zu deren Auf und Ab gehört es zweifellos, künstlerische Menschen anzuziehen und abzustoßen. Swjatoslaw Richter stieß sie 1937 ab, er ging nach Moskau, zur Eminenz der sowjetischen Pianisten des 20. Jahrhunderts, Heinrich Neuhaus, um sich ganz der pianistischen Laufbahn zu widmen. Neuhaus sagte über seinen neben Gilels wichtigsten Schüler: „Es gab nichts, was ich Richter im normalen Sinne des Wortes hätte lehren können. Ich wahrte ihm gegenüber stets die Position des Ratgebers, der ‚wohlwollenden Neutralität'. Ich möchte annehmen, daß meine Stunden Richter halfen, aber vor allem half er sich selbst, half ihm seine leidenschaftliche Liebe zur Musik. Ich werde immer wieder sagen, daß Talent Leidenschaft ist. Swjatoslaw Richter ist eine glänzende Bestätigung dafür."

Im Jahre 1947 absolvierte Richter die Meisterklasse von Neuhaus. Wenig später begann er eine ausgedehnte internationale Konzerttätigkeit, Eingeweihte hörten ihn bereits Anfang der fünfziger Jahre beim „Prager Frühling", ehe er 1963 erstmals in die DDR kam. Und hier waren es beileibe nicht nur die großen Musikzentren, mit denen er seinen Namen verband: Erfurt erlebte ihn zu den Musiktagen 1971, Zwickau und Schumann zogen ihn an, die Meißener Albrechtsburg ... eben das Besondere, das dem Routinierten den Rang streitig macht.

Daher gibt es auch Überraschendes in seinem künstlerischen Lebenslauf (wie es offenbar seinem Charakter entspricht): 1952 zum Beispiel war er der Dirigent der Uraufführung des 2. Violoncellokonzertes seines Freundes Prokofjew, und Ende 1984 verblüfft die Meldung, Richter habe im Moskauer Puschkin-Museum (auch so etwas Außergewöhnliches) Brittens Oper „The Turn of the Screw" als sowjetische Erstaufführung inszeniert.

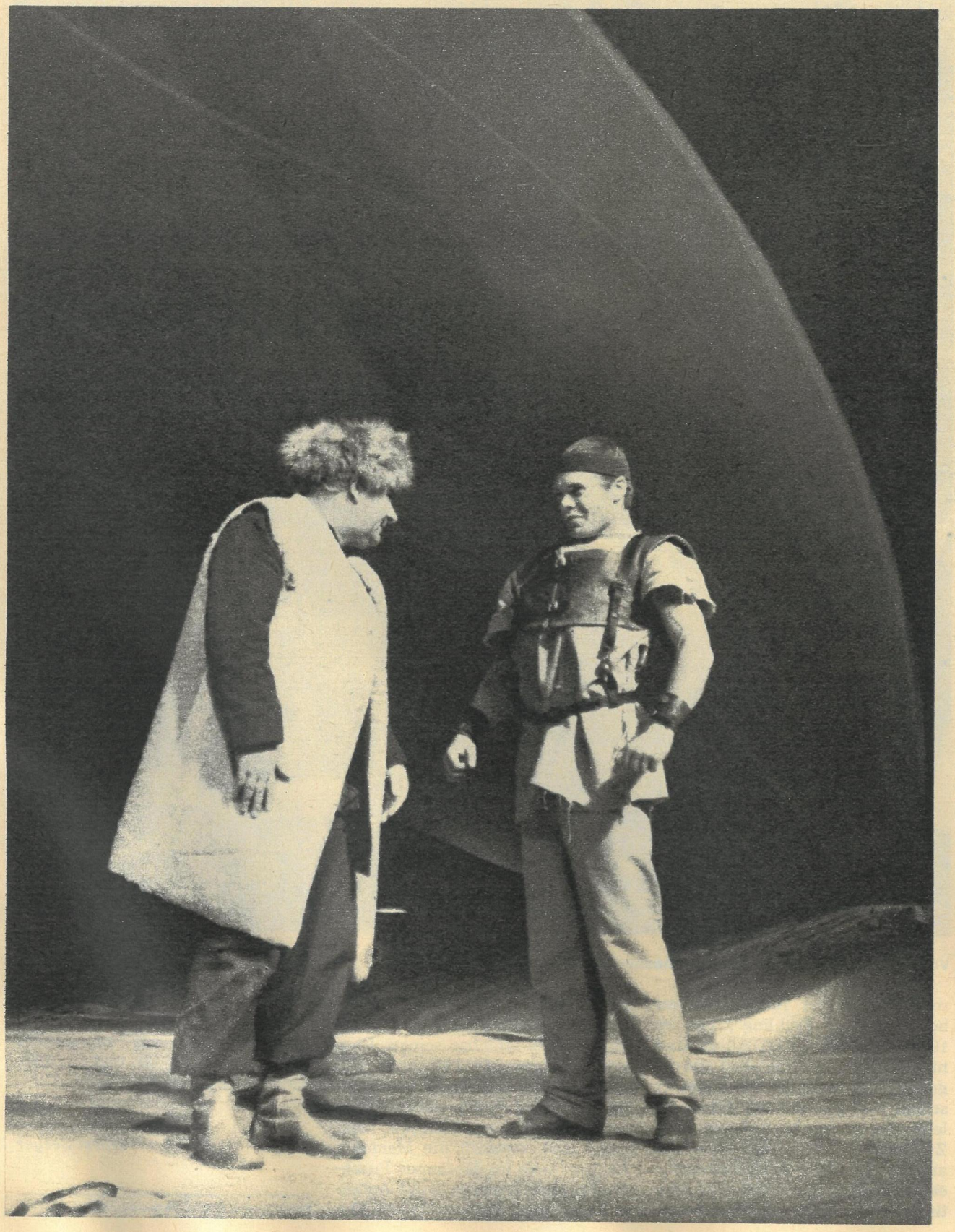
Wünschen wir uns zu seinem 70. Geburtstag für ihn und von ihm noch viel Überraschendes.

Horst Seeger

Fotos: Evelyn Richter, Detlev Steinberg

Edige und die Legenden

Nach Tschingis Aitmatows weltberühmtem Roman „Der Tag zieht den Jahrhundertweg“ erlebte nun die sowjetische Bühnenfassung im Leipziger Schauspielhaus ihre erste Aufführung in der DDR. Der junge Regisseur Karl Georg Kayser hat sie mit großem Erfolg inszeniert. Zu sehen ist ein spannungsreiches Theater voll Phantasie und Poesie …



Ein überdimensionales weißes Tuch überspannt muschelförmig die Bühne – symbolisiert Himmel, Horizont, Unendlichkeit, wirkt wie ein Band, das Zeiten und Generationen zusammenhält. Dieses Himmelsdach ist mal unheildrohend dunkel, mal mit Sternen übersät, leuchtet grell auf von der Lichtgewalt startender Raketen. Sein Rot jedoch erinnert an den heißen Atem der kasachischen Sonne. Der Bühnenboden aber dehnt sich aus zur Steppe oder verengt sich zur Hütte, zur Gleisanlage, zum Bahnhof. Manchmal scheint er eins mit dem Himmel, wenn er sich mit ihm in den Science-fiction-Szenen in kalte, graufahle Farben hüllt. Erde und Himmel – Bühnenbild und Aufführung zeigen sie als untrennbare Größen, zugleich daran gemahnend, daß über Sein oder Nichtsein des Lebens auf diesem Planeten allein der Mensch entscheidet.

Edige ist ein solcher Mensch. Er gehört zu jenen, auf deren Schultern die Welt ruht, schrieb Tschingis Aitmatow. Im Kriege hat Edige gegen die Faschisten gekämpft, jetzt ist er Streckenarbeiter auf einer entlegenen Station in der Steppe. Edige liebt seine schwere Arbeit, fühlt sich mitverantwortlich für das Schicksal seiner Zeit. Die Rolle dieser faszinierenden Hauptfigur, in der „Ewiges und Momentanes“ aufeinanderprallen, wird von Günter Grabbert gespielt, kraftvoll, nuancenreich. In seiner abgenutzten Fellmütze, gehüllt in den weiten, blauen Tuchmantel, schweren, festen Schrittes geht dieser Edige. Er lacht übermütig, wenn er hört, daß sein Kamelhengst fremde Stuten verführt; zeigt wie zufällig sein ordensgeschmücktes Jackett, wenn er mit dem jungen Offizier vom Kosmodrom verhandelt; beherrscht seinen Zorn, wenn er die Vorwürfe gegen den grundlos beschuldigten Lehrer Abutalip zu entkräften sucht. Auch Niederlagen, Enttäuschungen, unerfüllt bleibende Sehnsüchte sind diesem Edige nicht fremd. Dennoch weiß man, daß er nicht aufgibt. Als er am Grabe seines toten Freundes Kasangap Gott um Hilfe bittet, spricht er im Grunde sich selbst Mut zu.

In der Sowjetunion ist Aitmatows Roman auch als Bühnenstück außerordentlich populär geworden. Über einhundert Theater des Landes haben es im Repertoire. Die Fassung des sowjetischen Autors Wjatscheslaw Spessiwzew, die wir verwenden, so der Regisseur Karl Georg Kayser, versteht sich als eigenständiges Theaterstück, nicht

Günter Grabbert als Edige mit Frank Sieckel in der Rolle des Kamelhengstes Karanar (links)

Neubeginn in der Steppe (oben)

Grablegung des Freundes Kasangap (rechts)

als Buchillustration. Das Stück kommt den gedanklichen und poetischen Dimensionen des Romans jedoch sehr nahe. In Ediges Gedankenwelt fließen Erfahrung, Erkenntnis, Vision zusammen, als er am Tage der Beerdigung Kasangaps an vieles denkt: an Legenden seines kasachischen Volkes vom geistigen und physischen Menschenmord in barbarischer Vorzeit, an fiktive Welten ohne Krieg und ohne Gewalt gegen Natur und Mensch, an bittere und gute Tage des eigenen Lebens. Episoden aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft lösen so einander ab, durchdringen sich. Konzentriert tritt ein Gedanke hervor: Unsere Erde, der Mensch werden leben, wenn die Menschheit die Erfahrung ihrer bisherigen Geschichte wachhält, wenn die, auf deren Schultern die Welt ruht, die guten Traditionen und Fähigkeiten durchsetzen. Unerbittlich wird nach Bewähren und Versagen des einzelnen gefragt.

Ein aktuelles Thema hohen ethischen Anpruchs. Ist dieses komplizierte Handlungsgeflecht des Stükkes, ist die Mischung von Wirklichem und Mythischem, von Raum und Zeit, von Menschen- und Menschheitsschicksal überhaupt auf der Bühne darstellbar? Der anhaltende Publikumserfolg in Leipzig beweist, daß es gelang. Ein engagiertes Darstellerkollektiv zeigt eine wirkungsstarke Inszenierung. Da sind die schmucklosen Szenen des kargen Steppenalltags. Da sind Gefangennahme und Folter des jungen Kasachen durch die mit Pfeil und Bogen bewaffneten Barbaren aus der Legende. Sie pressen seinen Schädel in die hirntötende Kamelhautkappe, damit er sich nicht mehr erinnern kann, damit er Vaterland, Vergangenheit und Verantwortung vergißt. Da ist der betagte Volkssänger Raimaly, der seiner jungen Geliebten wegen gerädert wird und dessen Seele auffliegt als weißer Vogel Milan, Symbol des Nichtvergessens. Da ist das Kühl-Silbrige der Science-fiction-Szenen, des fiktiven Leitzentrums, das die Verbindung zu den Außerirdischen abbricht. Und immer wieder führt alles zu Edige und seinen verschiedenen Lebensstationen zurück.

Die Aufführung besitzt großen Schauwert. Musik, Tanz, Pantomime, Gesang, Elemente des Puppenspiels, des Agit-Prop. Das Bühnenbild von Axel Pfefferkorn ergänzt Gesagtes, ersetzt Worte, erzählt die Geschichten mit. Eine davon: Edige steht stumm im Scheinwerferkegel, träumt von der Geliebten, vom vertrauten heimatlichen Aralsee. Andere gestalten diesen Traum, weiten ihn zum Gleichnis für das Einssein des Menschen mit der ihn umgebenden Natur. Die Primaballerina der Leipziger Oper, Marina Otto, verleiht beidem, Traum und Weltbild, tänzerischen Ausdruck.

Die Inszenierung ist ein Höhepunkt in der bisherigen Laufbahn des Regisseurs Karl Georg Kayser. Er setzt damit das Bemühen des Leipziger Schauspielhauses fort, sowjetische Dramatik auf die Bühne zu bringen, die epochale Themen unserer Zeit mit künstlerischer Meisterschaft gestaltet. Dieses jüngste Projekt ist dem 40. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus gewidmet. Günter Grabbert erinnert sich an die DDR-Erstaufführung der Dramatisierung von Michail Scholochows Roman „Neuland unterm Pflug“, die der Vater des Regisseurs, Karl Kayser, vor siebenundzwanzig Jahren an gleicher Stelle herausgebracht hat. Damals spielte Grabbert die Rolle des Parteisekretärs Nagulnow. Edige, sagt er, sei schwerer zu spielen. Ungewohnte künstlerische Anforderungen waren zu bewältigen in dieser erregenden Legende von der Verantwortung des Menschen für Vergangenes, Heutiges und Künftiges, für das Schicksal der Erde – und des Kosmos, symbolisiert in dem weißen Tuch, das die Bühne überspannt.

Liane Pfelling (Text)
Helga Wallmüller (Fotos)

Muchtar Auesow (1897–1961) gilt als Begründer der kasachischen Sowjetliteratur. Er stammt aus einer Nomadenfamilie, deren Vorfahren den Tobykty angehörten, wie der legendäre Dichter und Aufklärer Abai Kunanbajew, dessen Leben und Wirken Auesow über lange Jahre erforschte und in seinem bedeutendsten Romanwerk verarbeitete. Seine Romane und Beispiele seiner Meisterschaft in der kleinen epischen Form wurden in der DDR vorgestellt. Wir veröffentlichen einen Auszug aus seiner Erzählung „Der graue Wildling" in der Übersetzung von Dieter Pommerenke, die der Verlag Neues Leben in seine Jagdgeschichtensammlung „Die Tigerklaue" aufgenommen hat.

Muchtar Auesow

Der graue Wildling

Illustration: Karl Fischer

Die große Schlucht in der Nähe des Schwarzen Hügels liegt fern jeder Siedlung, den Hirten der umliegenden Aule ist sie jedoch nur zu gut bekannt. Unheil kommt nicht selten aus dieser Schlucht! Wie eine kleine Pelzkappe bedeckt das niedrige Strauchwerk des Karaganniks und der Spierstauden den Schwarzen Hügel. Blaß und zart grünen die Spitzen des Karaganniks – die Knospen sind aufgebrochen. Die Schlucht aber ist ganz und gar mit dem Gestrüpp der Heckenrose ausgeschlagen. Unter ihrem stachligen Teppich verbergen sich Wolfslager.

Bei den Höhlen in der Schlucht fanden sich im Frühjahr ein Wolf und eine Wölfin ein. Das Hochwasser hatte die Höhlen freigespült, der Mensch hätte ungehindert in sie eindringen können. So gruben die Wölfe in der Nähe eine neue, engere Höhle und verbanden sie mit der alten durch einen schmalen, dunklen Gang.

Die Wolfsklauen hatten bald die frisch aufgeworfene Erde festgetreten. Noch hatte die weißliche Decke der Wölfin nicht gehaart, als in ihrem Lager rauchgraue Nestwölfe zur Welt kamen.

An einem stillen Morgen lag die Wölfin in der prallen Sonne unter den hohen Rispen des wilden Sauerampfers. Hier war es windstill und heiß, und Mattigkeit erfüllte sie. Sie döste, öffnete nur hin und wieder einen der trüben Seher. Ihre Flanken waren eingefallen, ihr Gesäuge schwoll von Milch. Nervös zuckte die Rückenhaut, und das Gesäuge zitterte unaufhörlich.

Schwaches Knirschen drang durch das Buschwerk. Die Wölfin sprang auf, wobei sie federleichte Büschel weißer Unterwolle aufwirbelte, und fletschte dumpf knurrend das Gebiß. Die Nestwölfe balgten sich zu ihren Füßen.

Gleich darauf flog der Körper eines Lamms über die dichtverzweigte Wand der Sträucher und fiel vor der Wölfin nieder. Geräuschlos sprang ein großer, schwerer Wolf hinterher. Blutigen Schaum im Fang, beschnupperte er die Wölfin, sie aber beleckte gierig seine bluttriefenden Lefzen. Das Lamm war noch am Leben. Wolf und Wölfin stürzten sich darauf und zerrissen es. In großen Stücken verschlangen die beiden weißgezähnten, gefräßigen Rachen das leichte, zarte Fleisch. Die grünen Augen funkelten.

Nachdem Wolf und Wölfin das Lamm mit Haut und Haaren gefressen hatten, wälzten sie sich im duftenden saftigen Gras und streckten alle viere von sich. Dann würgten sie das verschlungene Fleisch wieder heraus.

Einer nach dem anderen krochen die Nestwölfe zu dem Fleisch und zerrten knurrend und sich gegenseitig stoßend daran herum. Nur zwei, die als letzte geboren wurden, waren noch blind. Die Wölfin holte sie zu sich heran und legte sie ans Gesäuge.

Am nächsten Tag, als die Sonne im Zenit stand, nahm die Wölfin aus der Ferne beständige, intensive Pferdewitterung wahr.

Rasch stieß sie die Nestwölfe in die Höhle und verbarg sich im Dickicht.

Menschenstimmen und Pferdegetrappel wurden hörbar. Unmittelbar neben dem Lager trafen die Menschen zusammen und sprangen von den Pferden. In dichten Abständen klopften die langen Hirtenstäbe den Boden ab.

Die Wölfin stand im Heckenrosengestrüpp am Steilhang der Schlucht und ließ die Zunge aus dem aufgesperrten Rachen hängen. Sie sah alles mit an.

Die Zweibeiner warfen den Nestwölfen kräftige Riemenfesseln über Kopf und Hals und zogen sie einen nach dem anderen aus der dunklen Höhle.

Fünf schlugen sie auf der Stelle tot. Dem einen brachen sie die Hinterläufe und warfen ihn neben den abgenagten Kopf des Lammes. Der Nestwolf würde umherkriechen und winseln, und die Alten würden ihn forttragen und für lange Zeit aus dieser Gegend verschwinden. Den kleinsten aus dem Wurf aber nahmen die Menschen mit.

In der Schlucht war das Pferdegetrappel verstummt. Von zwei verschiedenen Seiten näherten sich der starke schwarzrückige Wolf und die Wölfin dem reglos daliegenden Nestwolf und fletschten die Zähne gegen ihn und dann gegeneinander. Die Wölfin packte den Nestwolf und huschte den Abhang hinauf. In hohen, leichten Sätzen folgte der Wolf.

Das Lager war verödet.

Im Aul lebte ein Junge namens Kurmasch. Er bekam den blinden Nestwolf. Die Alten sagten: Kommt ein Grauer blind zu den Menschen, lebt er sich im Aul vielleicht ein.

Kurmasch wich dem Nestwolf nicht von der Seite; er machte eine saubere Schüssel und ein weiches Lederhalsband für ihn zurecht.

Zwei Tage darauf öffnete der Nestwolf die Augen, streckte aber die Nase nicht aus der Jurte, denn von draußen drang Gebell herein, und es roch unheimlich nach Hunden. Zur Nacht nahm ihn Kurmasch zu sich unter die Decke. Seinetwegen schlief der Junge jetzt getrennt von der alten Großmutter, die er über alles in der Welt liebte.

Sie allein mißbilligte seine Zuneigung zu dem schwachen, durchsichtiggrauen Tierchen mit Zähnen, spitz wie Dornen. „Er konnte noch nicht sehen, da sind ihm schon die Fangzähne gewachsen", sagte die Großmutter. „Er steht noch nicht fest auf den Beinen, da legt er schon die Ohren an."

Der Junge war böse auf sie.

Gegen Mitte des Sommers war der Nestwolf schon ein Stück gewachsen, kräftiger geworden und unterschied sich durch nichts von den Aulwelpen, seinen Altersgenossen. Wäre er zottiger gewesen, so hätte er einem kleinen Wolfshund geglichen. Doch das Leben im Aul bedeutete für ihn Gefangenschaft. Die Hirtenhunde wollten sich nicht mit ihm abfinden, ebensowenig wie die alte Großmutter. Knurrende, aufgesperrte Rachen empfingen ihn jedesmal, wenn er sich aus der Jurte hinauswagte.

Kurmasch trat für ihn ein, und die treuen Wachhunde wichen, beleidigt die Zähne fletschend, vor dem Jungen zurück. In der Jurte aber war es dem Wolf zu eng, zu stickig und zu langweilig. Ihn zog es in die Steppe, zu den hohen, vielblumigen Gräsern, in die unbekannte Weite.

Einmal paßte ein ausgewachsener, schwarzgefleckter Hund die Gelegenheit ab, als der Junge nicht in der Nähe war, jagte den jungen Wolf von seiner Jurte fort, warf ihn zu Boden und bearbeitete ihn lange mit den wuchtigen Fangzähnen. Weitere Hunde stürzten

herbei und schickten sich mit begeistertem Gekläff an, den Grauen an den Läufen und den Flanken zu packen. Kinder und Erwachsene liefen hinzu und entrissen ihnen den Wolf mit Müh und Not. Übel zugerichtet, zerbissen, kroch er wieder zur Jurte zurück, hockte sich mit dem Rücken zu ihr nieder und fletschte lautlos den weißgezähnten Rachen.

„Sieh mal an, wie stumm er ist. Ein Stolzer!" wunderten sich die Männer. „Ein Welpe würde jetzt mit seinem Gewinsel Steine erweichen."

Die Frauen sagten: „Ein Würger! Darum ist er auch stumm."

Sie hatten recht. Die Gefräßigkeit des Tieres erstaunte und beunruhigte selbst Kurmasch. Der Junge verwöhnte und fütterte es unaufhörlich, weit mehr als einen Hund. Der junge Wolf aber war anscheinend unersättlich.

Im Beisein von Menschen rührte er kein Fressen an, wendete er den Fang davon ab. Man brauchte jedoch nur hinauszugehen, so verschlang er im Nu alles, was man ihm hingelegt hatte, und blickte traurig auf die leere Schüssel, als hätte er noch nichts gefressen. Die Menschen mußten feststellen, daß er gierig nach allem schnappte, was schlecht verstaut war und ihm unter die Fänge geriet. Er stahl gekochtes Fleisch, leckte die dicke Milch aus dem Kessel, als wäre sie für ihn hingestellt, und benagte die frischen Häute, die am Gerüst der Jurte zum Trocknen aufgehängt waren.

Oft wurde er ertappt und erbarmungslos verprügelt. Er erhielt Schläge mit der Nudelwalze, von denen ihm der Schädel brummte, oder bekam den scharfen, brennenden Schmerz von der hell pfeifenden Riemenpeitsche zu spüren. Geschickt ausweichend, fletschte er stumm die weißen Fänge. Niemals geschah es, daß er, verprügelt, Laut gab.

Mittlerweile munkelte man im Aul, er schlüpfe nachts, von den Hunden unbemerkt, hinaus, beschnuppere die Fettschwänze der Lämmer, und die Schafe hätten Angst vor ihm. Jemand hatte gesehen, wie er heimlich allein in die Steppe hinausgelaufen war.

Kurmasch hörte nicht auf das Gerede. Doch wie sehr sich der Junge auch Mühe gab, wie er den Grauen auch belehrte, der konnte einfach nicht verstehen, daß der Fraß, den er raubte, den er unter Gefahr für seinen eigenen dicken Pelz erbeutete, schlecht sein sollte.

Vor Kurmasch hatte er keine Furcht, in seinem Beisein fraß er. Wenn der Junge ihm Fleisch hinhielt, riß er es ihm aus der Hand. Aber Kurmasch hatte auch noch kein einziges Mal den Stock gegen ihn erhoben, mit dem er die Hunde von ihm fernhielt. Der Junge bewunderte den Wolf, seinen düsteren, mißtrauisch-stolzen Blick, seinen dunkelgrauen, schrecklichen Nacken, seine von Tag zu Tag wachsende, trotzige Stärke. Kurmasch nannte seinen Liebling Kökserek, was grauer Wildling bedeutete.

Gegen Ende des Sommers glich der graue Wildling den Aulhunden schon weniger. Langbeinig wie ein Kalb und steilnackig wie ein Stier, wuchs er über sie alle hinaus.

Jetzt flüchtete er nicht mehr vor dem schwarzgefleckten Rüden, und die Hunde hörten auf, über ihn herzufallen. Sobald er ihnen den breitstirnigen steingrauen Kopf zuwandte und die obere Lefze runzelte, stoben sie in alle Winde davon. Meist blieben die Hunde in seiner Nähe dicht beieinander. Er wie sie waren stets auf der Hut.

Niemand bemerkte je, daß der Wolf im Aul umhertollte. Er spielte auch nicht mit Kurmasch. Nur seinen Rufnamen kannte er gut und lief herbei, wenn ihn Kurmasch oder die alte Großmutter riefen, doch lief er gemächlich, im faulen Trab, und wedelte nicht mit der Lunte.

Die Hunde rührte er nicht an, wandte sich auf ihr Gekläff nicht einmal um und jagte auch nicht hinter Flüchtenden her. Meistens lag er im Schatten der Jurte, die spitzen Gehöre aufgerichtet, und verkniff finster die grünen Augen.

Kurmasch war stolz auf das schweigsame, grünäugige Tier und lachte fröhlich, wenn die Nachbarhunde, furchtsam winselnd, vor ihm Reißaus nahmen. Um die Wahrheit zu sagen, auch der Junge fürchtete sich mitunter ein wenig vor dem grauen Wildling, doch nie hätte er das zugegeben, auch nicht vor der geliebten alten Großmutter.

„Geht mir mit eurem Grauen, dem Schlappschwanz!" prahlte der Herr des schwarzgefleckten Hundes. „Mein Schwarzgescheckter wird im Handumdrehen mit ihm fertig. Schon längst hätte er ihn erledigt, jagte man ihn nicht immer weg."

Einmal im Vorbeigehen hetzte er den Schwarzgescheckten der Probe halber auf. Ohne zu zögern, stürzte sich der Hund mit wütendem Geheul auf den Wolf und schlug ihm die Fangzähne in die Schulter. Er hatte auf den Hals gezielt, ihn jedoch verfehlt. Im letzten Augenblick war der Wolf ausgewichen und stürzte sich nun, bevor der Hund zurückweichen konnte, stumm auf ihn, packte ihn im Genick und schleuderte ihn zu Boden. Wie ein riesiges Fettschaf rollte der riesige Hund einen kleinen Hügel hinunter. Der Wolf hatte ihn gleichfalls verfehlt, sonst hätte er ihm die Kehle aufgerissen.

Kurmasch lief hinaus und rief den grauen Wildling, und der andere jagte seinen Schwarzgescheckten davon.

Am späten Abend fielen unerwartet zwei Wölfe die Schafe an, die unweit vom Aul weideten.

Der Hirt erhob ein verzweifeltes Geschrei und pfiff. Halbwüchsige und Erwachsene kamen auf Pferden aus dem Aul gesprengt. Mit ohrenbetäubendem Gebell stürmte die vereinte Meute aller Aulhunde zu ihrer Unterstützung herbei und mit ihnen auch der graue Wildling.

Die Wölfe flüchteten in die Steppe. Man jagte hinter ihnen her, holte sie aber nicht ein.

Auf einer Anhöhe machten die Reiter und die Hunde halt. In der Ferne, auf dem hohen Kamm des Schwarzen Hügels, huschten die grauen Schatten im matten Licht dahin.

„Ziemlich früh stellen sie sich heuer ein", sagte der Hirt. Nur Kurmasch bemerkte, wie der graue Wildling, mit dem Fang fast die Erde berührend, lautlos auf den Spuren der Wölfe dahinjagte.

Der Junge trennte sich von den anderen und ging furchtlos in die Dunkelheit hinein, zum Schwarzen Hügel. Lange rief er zärtlich „Kökserek! Kökserek...!" Doch der graue Wildling kam nicht auf sein Rufen.

Erst in der Nacht fand sich der Wolf wieder im Aul ein. Er hockte sich vor seiner Jurte hin und scharrte ohne Hast mit den eisernen Krallen die trockene, festgetretene Erde auf, wobei er Wolken von Staub hochwirbelte. Er hob den Kopf zum gestirnten Himmel, sog die herbstlich kalte Luft ein und schnupperte gierig bei jedem Windhauch, der vom Schwarzen Hügel kam. Am Tage sah man den grauen Wildling im Aul, in der Nacht aber entwich er wieder in die Steppe.

Drei Tage lang war er ganz verschwunden. Abgemagert, völlig ausgehungert, aber finster wie immer und ohne Halsband kehrte er zurück. Als Kurmasch ihn rief, kam er heran, den Kopf beinahe drohend gesenkt. Der Junge freute sich und umarmte den kurzen, muskulösen Hals. Doch der Wolf riß sich los und legte die Gehöre an, aber selbst die Großmutter schimpfte nicht, sondern beschäftigte sich damit, ihm sein Fressen zu bereiten.

Er fraß beängstigend, und Kurmasch zog sich etwas weiter von ihm zurück.

„Oho! Da kommt seine Natur zum Vorschein", sagte der Vater zu Kurmasch. „Das Tier hat giftgrüne Augen, sie funkeln sogar am Tage. Es wird Zeit, mein Junge, ihm das Fell über die Ohren zu ziehen."

Der Junge zitterte vor Angst, die Alten würden jetzt nicht mehr nachgeben und seinen Wolf umbringen.

Doch der graue Wildling schien verstanden zu haben, daß von ihm die Rede war. Kaum hatten sich die Menschen abgewandt, verschwand er. Niemand sah, wie er den Aul verließ.

Viele Tage lang suchte Kurmasch ihn vergeblich im Gestrüpp des hohen Steppengrases und des Karagannik, durchstreifte alle umliegenden Talsenken und rief, bald traurig, bald drohend. Vergebens! Der windige Herbst verging, und der rauhe Winter bedeckte die Steppe mit weißem Filz. Der graue Wildling kehrte nicht zurück.

Bis zum Spätherbst nährte er sich, fern den vertrauten Gegenden, von Hasenfleisch und scheute sich auch nicht, auf Mäuse Jagd zu machen. Die Zieselmäuse waren fett, und er tat sich an ihnen gütlich wie ein Fuchs. Der Hunger aber trieb ihn über den Schnee zu den menschlichen Winterquartieren, zu den Schafhürden.

Jetzt kam er verstohlen, wie ein Fremder. Das Fell sträubte sich ihm, sobald er Menschen erblickte.

Nacht für Nacht umkreiste er das Dorf, schnürte über die verschneiten Hügel und hinterließ auf dem Schnee seine flüchtige Spur. Dampf wölkte vor seinem leicht gerunzelten grauen Fang. An der windabgewandten Seite verhielt er und bekam die intensive volle Witterung von Stall und Vieh in die Nase und unruhiges Hundegebell in die Gehöre. Grimmig leckte der Wolf die Fänge. Jetzt waren die Hunde ebenso aufmerksam, wie er hungrig war.

Zu nachtschlafender, schneestöbernder Stunde versuchte er, sich dem Winterquartier zu nähern. Doch die hellwachen Hunde schienen geahnt zu haben, woher er kam. Die ganze Meute mit dem Schwarzgescheckten an der Spitze empfing und verjagte ihn. Der Wind legte sich, es begann zu frieren. Der Wolf tanzte, sich auf die Hinterläufe hockend. Die harte Schneekruste stach ihm in die Pranken, die schwarzen Rachenwinkel vereisten, und den Bauch krampfte Hungerschmerz zusammen. In leichtem Trab erklomm der Wolf einen Hügel. Der Schnee glitzerte im kräftigen Mondlicht. Der graue Wildling hob den Kopf zum Himmel, und von vorher nie gekannter, krampfhafter Mattigkeit befallen, heulte er langgezogen und traurig.

Sofort brandete im Aul rasendes Hundegebell auf.

Der graue Wildling hielt den Kopf weiter erhoben. Und plötzlich tönte aus der Ferne, vom Schwarzen Hügel her, eine undeutliche, sehnsüchtige Antwort herüber. Zitternd streckte sich der Wolf. Jemand wiederholte seinen Ruf, lockte ihn. Er lauschte, nahm Witterung auf und jagte ungestüm dem Ruf entgegen.

Am Eingang zu einer großen Schlucht verhielt er, gespannt lauschend und von starken Schauern geschüttelt. Vom Schwarzen Hügel trabte eine schneeweiße Wölfin zu ihm herab.

Der graue Wildling ließ sie nicht bis zu sich heran. Sie kam näher, er aber sprang, das Gebiß gegen sie fletschend und die Gehöre angelegt, zurück. Doch davonzutraben brachte er nicht über sich. Als sie seine Fährte schnüffelnd zurückverfolgte und dann wieder kläglich winselnd umkehrte und ihn mit der feuchten Nase in die Weiche stieß, rührte er sich nicht vom Fleck. Geräuschlos trabte die Wölfin davon. Er holte sie ein und leckte ihr die Lefzen.

Schulter an Schulter jagten sie die Schlucht aufwärts, durchmaßen sie der ganzen Länge nach und kehrten zu der Menschensiedlung zurück.

Der Mond ging unter. Die Nacht näherte sich ihrem Ende. Wie der Sturmwind durch eine große Schlucht brausten der graue Wildling und die weiße Wölfin quer durch den Aul, und beide sahen, wie von einer gelblichen Schneewehe neben dem Schafstall ein struppiger Hund hinter ihnen herraste und eine ganze Meute mit sich zog. Das war natürlich der Schwarzgescheckte.

Die Wölfe stoben aus dem Aul, was die Läufe hergaben. Heftig und angestrengt kläffend, blieb ihnen der Schwarzgescheckte auf den Fersen. Die Meute hinter ihnen lichtete sich. Der graue Wildling verkürzte seine Sprünge und lauschte auf das Bellen – der Hund barst fast vor Wut.

Nahe einer Talsenke machte die Meute halt, auch der schwarzgescheckte Rüde gab die Verfolgung auf und lief zur Meute zurück. Die Wölfin setzte ihm als erste nach.

Fortsetzung auf Seite 41

Ein fremder Esel weckt Gelächter, ein eigener – Scham.

russisch

2 Wochenspruch

Starrsinn ist auch Beharrlichkeit, aber bar jeden gesunden Menschenverstandes.

Karel Čapek

Einem Esel kann man nicht beweisen, daß er ein Esel ist.

kirgisisch

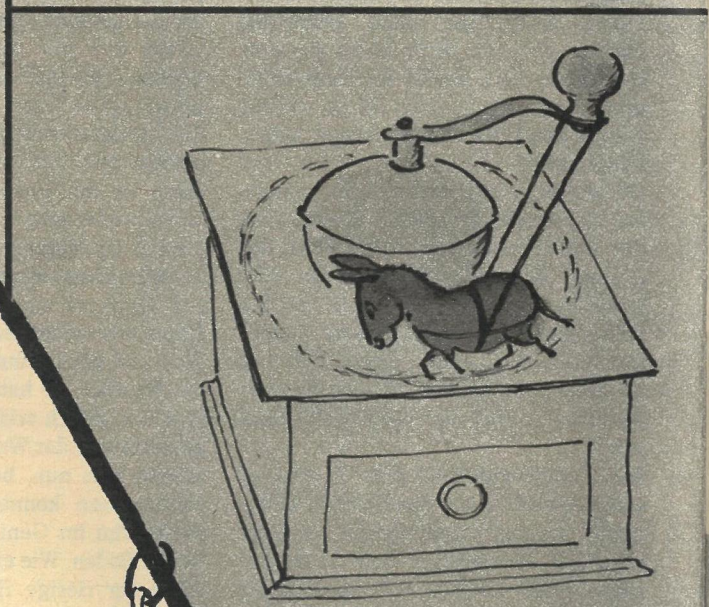
Kasanewski, Kiew

Die Esel und die Nachtigallen

Es gibt der Esel, welche wollen,
daß Nachtigallen hin und her
des Müllers Säcke tragen sollen.
Ob recht? fällt mir zu sagen schwer.
Das weiß ich: Nachtigallen wollen
nicht, daß die Esel singen sollen.

G. A. Bürger

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch



Dörck

Sergej Michalkow

Der Löwe und das Etikett

Der Löwe erwachte und schlug, verstimmt und verärgert, ein fürchterliches Gebrüll an. Was war geschehen? An seinem Schwanzende entdeckte er einen Zettel mit den Worten: „Esel", Datum, eine unleserliche Unterschrift, sogar ein Siegel – Punktum! „Darf ich dieses Etikett überhaupt entfernen?" ging es ihm durch den Kopf. Er kam zu dem Entschluß, seine Tiere zu versammeln und sie zu befragen, denn er fürchtete, sich strafbar zu machen, wenn er etwas beseitigte, das immerhin eine Unterschrift sowie ein Datum enthielt.

„Bin ich ein Löwe oder nicht?"

„Sie sind es zwar, doch nur in Wirklichkeit, dem Namen nach, aber juristisch gesehen, sind Sie ein Esel!" antwortete ihm mit Bestimmtheit ein Schakal. „Ich esse aber doch kein Heu, wir wollen lieber das Känguruh fragen!" Dieses antwortete schüchtern: „Ja, äußerlich sind Sie ein Löwe, ohne Zweifel, aber sonst ..."

„Esel, was schweigst du", brüllte der Löwe ganz verwirrt, „ähnle ich vielleicht denjenigen, die in einem Stall übernachten?" Der Esel überlegte lange und meinte: „Noch bist du kein Esel, aber du könntest einer werden!"

Vergeblich bat der Löwe bei den Tieren um seine Anerkennung, er erniedrigte sich. Sie schienen ihn zu bedauern, aber sie trauten sich nicht, die merkwürdige Aufschrift zu entfernen.

Der stolze Herrscher der Tiere verlor allmählich sein stattliches Aussehen, siechte dahin, gab einem hier, dem anderen dort den Weg frei. Und eines Morgens, ja, es ist wirklich wahr, hörte man aus der Höhle des Löwen ein klägliches „I-a-a!" Hier die Moral von der Geschichte: Ein bedeutungsloses Etikett war stärker als der Löwe.

Aus dem Russischen von Kyra Reichardt

Führe den Esel zum Gepäck. Geht er jedoch nicht, trage das Gepäck zu ihm.

usbekisch

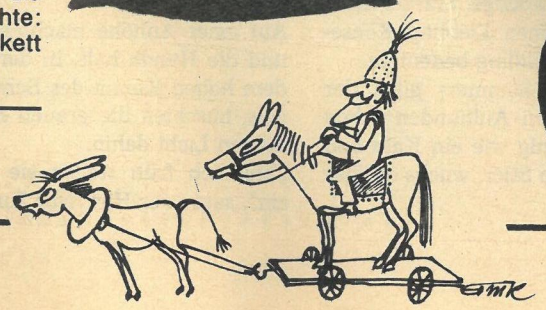
Wer sich zum Esel macht, der muß die Säcke tragen.

Ein Esel, der Bücher trägt, ist deshalb kein Doktor.

altdeutsch

Es ist nur ein Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, aber es führt kein Weg zurück vom Lächerlichen zum Erhabenen.

Lion Feuchtwanger



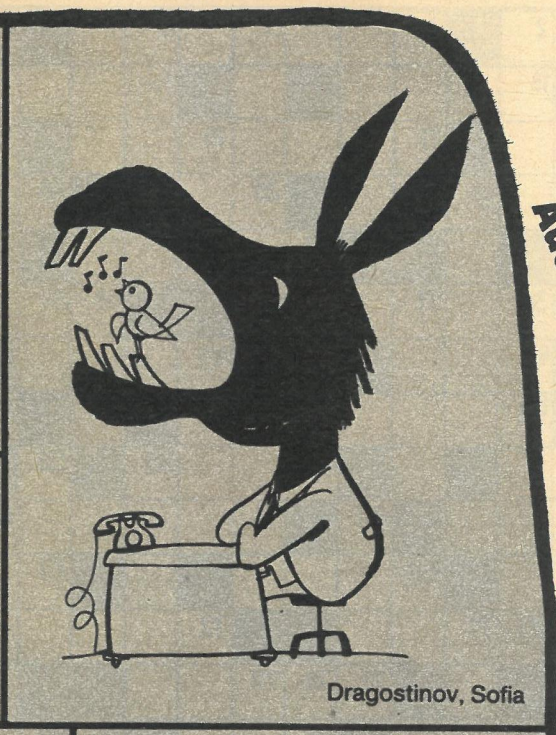
Der Esel: Pfui! So eine ernste Zeit, und der Kirschbaum schämt sich nicht zu blühen!

Begangene Fehler können nicht besser entschuldigt werden als

Schmidt

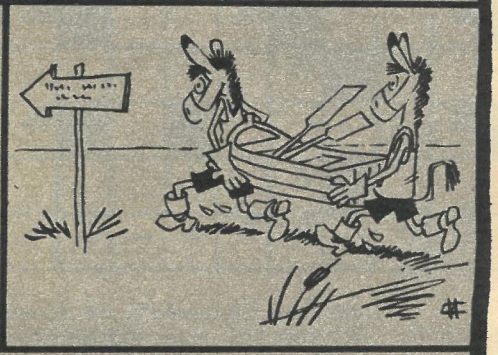
Cleopatra, der eselsmilchbadende Schneck von Lippok

Glücklich können sich jene schätzen, die im Brett vor dem Kopf noch ein Astloch gefunden haben.



Dragostinov, Sofia

Saitschew, Moskau



Übrigens erweist sich einer, der der Klügste sein will, sogar als dümmer, als er in Wirklichkeit ist. Gamsatow

Tjunin, Moskau

Kasanewski

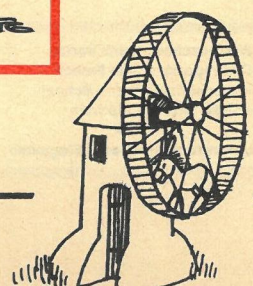
Tesler, Moskau

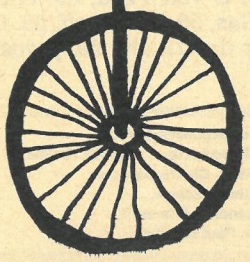
Esel bulgarisch

Trügen alle Esel einen Sattel, würden die Sattler von goldenen Tellern essen.

Wie viele Dummköpfe gibt es doch in der Welt, die in ihrem Leben keine einzige Dummheit begangen haben!

Wer die Last trägt, kennt ihr Gewicht.





Sie war ein Blümlein hübsch und fein,
hell aufgeblüht im Sonnenschein.
Er war ein junger Schmetterling,
der selig an der Blume hing.

Oft kam ein Bienlein mit Gebrumm
und nascht und säuselt da herum.
Oft kroch ein Käfer kribbelkrab
am hübschen Blümlein auf und ab.

Ach Gott, wie das dem Schmetterling
so schmerzlich durch die Seele ging.

Doch was am meisten ihn entsetzt,
das Allerschlimmste kam zuletzt.
Ein alter Esel fraß die ganze
von ihm so heißgeliebte Pflanze.

W. Busch

Die Superklugheit ist eine der verächtlichsten Arten von Unklugheit.

Lichtenberg

Auch ein alter Esel ist ein Esel. bulgarisch

Rauh-futter

Setz dich nicht in Nesseln, die gerade ein Esel fressen will.

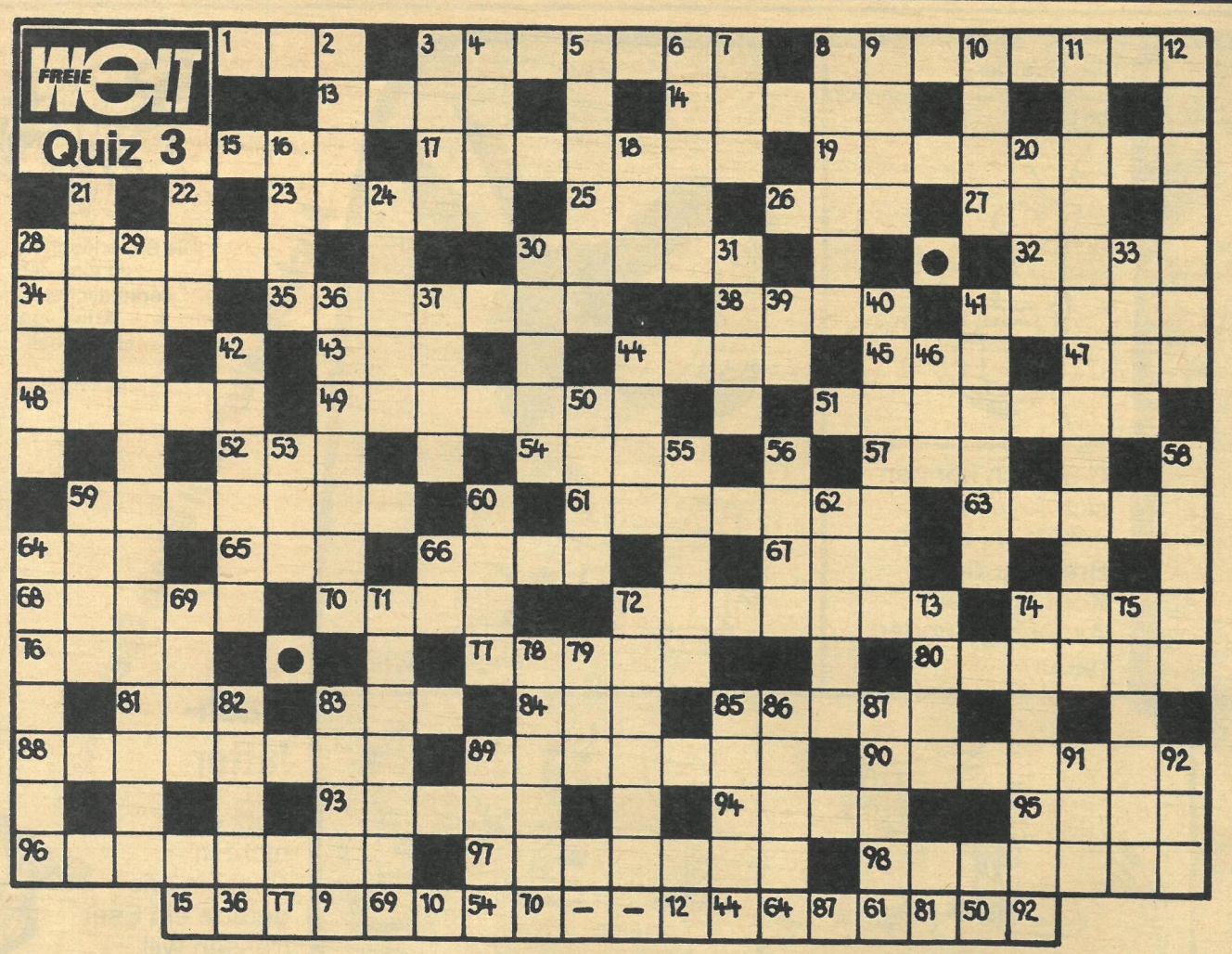
Wer mit seiner eigenen Dummheit rechnet, verrechnet sich kaum.

Manche Menschen sind gar nicht so dumm, wie sie denken.

Eigensinn ist die Energie der Dummheit.

Irren ist menschlich. Wenn's nicht grade Jahre dauert.

Eine Frage ist nie eigentlich indiskret, die Antwort zuweilen. Oscar Wilde



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. russisch: Frieden, 3. ein Mineral, 8. wasserreichster Strom Sibiriens, 13. Lufthauch, 14. russ. Dichter u. Dramatiker des 19. Jh. („Der Revisor"), 15. Behörde, 17. svw. weiblich (latein.), 19. weißes Pferd, 23. svw. Weltmeer, 25. Schwur, 26. Waldtier, 27. Monatsname, 28. Männername, 30. Gesteinsart, 32. Hauptort auf der Samoa-Insel Upolu, 34. Warta-Nebenfluß, 35. Automarke der DDR, 38. Zahlwort, 41. Rennbeginn, 43. schweizer. Flächenmaß, 44. Roman von H. Kant, 45. französisch: König, 47. französ. Gedicht- u. Liedform des Mittelalters, 48. Verwaltungskörperschaft, 49. mittels Hammer und Meißel einen Durchbruch schlagen, 51. Hauptstadt einer SSR im Süden Transkaukasiens, 52. Aggregatzustand des Wassers, 54. Stadt auf Sizilien, 57. saugende Strömung, 59. altgriech. Zupfinstrument (dreieckige Harfe), 61. Servierbrett, 63. Heidekraut, 64. ins Meer ragende Landspitze, 65. Gestalt aus der Oper „Schneeflöckchen", 66. Ansiedlung (Mz.), 67. europ. Inselbewohner, 68. russ. Mädchenname, 70. Titelgestalt bei Ludwig Renn, 72. Gattung zehnarmiger Kopffüßer, 74. grenznaher Ort im SW der Türkei, 76. Stadt a. d. Insel Java (südwestl. von Surabaja), 77. griech. Sagenkönig, dem alles von ihm Berührte zu Gold wurde, 80. Gewürznuß, 81. Fluß im SO der Kasachischen SSR, 83. sowj. Schriftsteller („Die Wolokolamsker Chaussee"), 84. Maas-Nebenfluß, 85. heißer Wüstenwind, 88. mathematisches Zeichen, 89. schriftl. Vereinbarung, 90. sowj. Staatsmann (gest. 1946), 93. Lena-Nebenfluß, 94. russisch: Berg, 95. oberital. Ort westl. von Genua, 96. ein Entwicklungsstadium vielzelliger Tiere, 97. Baßtuba, 98. russ. Teemaschine.

Senkrecht: 2. weidmännisch svw. Iltis, 3. Filmgesellschaft der DDR, 4. Vorzeichen, Vorbedeutung (latein.), 5. das Morgenland, 6. Wüstenlandschaft im westl. Algerien, 7. Erdart, 8. Männername, 9. Hirsch mit Schaufelgeweih, 10. Nebenfluß der Angara bei Ilimsk, 11. Stadt am Irtysch (Kasach. SSR), 12. bekannte Interpretin jiddischer Lieder, 16. unvergorener Fruchtsaft, 18. strikte Verneinung, 20. Unteroffiziersdienstgrad b. d. Volksmarine, 21. steuerbarer Rennschlitten (Kurzw.), 22. Diapositiv (Abk.), 24. Grasland, 28. westsibir. Industriestadt am Tom, 29. durch Vergällen f. d. menschl. Genuß unbrauchbar gemachter Spiritus, 30. lehrhafter Spruch (griech.), 31. ein Gewürz, 33. Staat in Vorderasien, 36. Lärminstrumente, 37. bestellte Gartenfläche, 39. chem. Zeichen f. Kalzium, 40. Rückstände beim Keltern u. Bierbrauen, 41. Briefverschluß, 42. Trauerspiel v. Goethe, 44. Mädchenname, 46. Stadt im SO Nordkoreas, 50. Schwimmvogel, 53. Küstenort im S von Peru, 55. entweichendes Gas, 56. Klebstoff, 58. französ. Maler des 19. Jh., 59. jugoslaw. Währungseinheit, 60. sowj. Schwarzmeer-Halbinsel, 62. Schlaferscheinung, 64. engl. Schriftsteller, Autor der „Dschungelbücher", 66. westsibir. Strom, 69. weibl. Gestalt aus de Costers Roman „Ulenspiegel", 71. kleine Insel v. d. Südküste Chiles, 72. Zettelkasten, 73. Mädchenname, 74. Bewohner Grönlands, 75. wichtigste Hafenstadt der Philippinen, 78. weibl. Operngestalt aus „Rienzi", 79. ein Tongeschlecht, 82. russ. Männername, 83. Titel eines Frühwerkes von Brecht, 85. gekörntes Stärkemehl, 86. altgriech. Wettkampf, 87. Zarenerlaß, 89. Donaunebenfluß i. d. ČSSR, 91. englisch: neu, 92. Warta-Nebenfluß.

Wußten Sie, liebe Leser und Rätselfreunde, daß die kleinste Unionsrepublik der UdSSR in der größten Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik (= ASSR) mehr als hundertmal Platz hat? Wenn Sie diesen Fakt überprüfen wollen, brauchen Sie nur die in diesem Rätsel als Lösungswörter versteckten Namen der kleinsten SSR und der größten ASSR zu finden und dann in den Atlas zu sehen.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (s. Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie zu dem gewünschten Ergebnis.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 3 oder die Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Letzter Einsendetermin ist der 3. April 1985 (Datum des Poststempels). Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 9/1985 der FREIEN WELT.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. Preis	25,– Mark

Schach

Vorzeitig entschieden

Die erste Entscheidung in den WM-Duellen '84 fiel bei den Frauen, als Maja Tschiburdanidse drei Runden vor Schluß des auf 16 Partien anberaumten Matches den erforderlichen achten Punkt errang.

DAMENGAMBIT, I. Lewitina (UdSSR) – M. Tschiburdanidse (UdSSR), Wolgograd '84, 13. Partie (Anmerkungen nach Angaben der sowjetischen Großmeisterin Kira Sworykina): **1. d4 Sf6 2. Sf3 d5 3. c4 e6 4. Sc3 Le7 5. Lg5 Sbd7 6. e3 0–0 7. Tc1 b6 8. cd ed 9. Da4 c5 10. Dc6 Tb8 11. S:d5 S:d5** (Teichmanns Empfehlung) **12. D:d5 Lb7 13. L:e7 D:e7 14. Dg5 D:g5 15. S:g5 cd?** (hier spielte die erste Weltmeisterin Vera Menchik vor 55 Jahren, 1929 in Karlsbad, gegen den Schweizer Johner 15. ... h6 und erhielt nach 16. Sf3 L:f3 17. gf cd gutes Spiel; der sechsten Meisterin unterläuft eine Ungenauigkeit: sie nimmt den Zentrumsbauern und übersieht einen starken Zwischenzug) **16. ed? 16. ... Tfe8+ 17. Kd1?** (der entscheidende Fehler; das Gleichgewicht wahrte 17. Kd2) **17. ... Ted8** (die Weltmeisterin nutzt ausgezeichnet den unglücklichen Rückzug des Königs aus; die Herausforderin überlegte hier fast eine Stunde) **18. Sf3 L:f3 19. gf Se5 20. Tc3 T:d4+ 21. Kc1 Tbd8 22. Le2 g5 23. Td1 T:d1+ 24. L:d1 S:d3+ 25. Kc2 Sb4+ 26. Kb3 S:a2 27. K:a2 Td1 28. Tc7 Th1 29. T:a7 T:h2 30. Tb7 Th6 31. Kb3 Tc6 32. Kb4 h5 33. Kb5 Tf6 34. b4 h4 35. Td7 h3 36. Td1 h2 37. Th1 Th6 38. Kc4 Kf8 39. Kd5 Ke7 40. Ke5 f6+ 41. Kd5 Kd7 Weiß gab auf.**

Wörterband

Von außen nach innen: Bestandteil pflanzlicher und tierischer Öle und Fette – Schädlingsnagetier – ein Grundnahrungsmittel – größtes Tasteninstrument – Vorratsraum – Lufthauch – durch Sieden erhaltene Lösung – Fehllos – vor Maßeinheiten das Billionenfache – Geschwulst – albanische Währungseinheit – Jurist mit Sonderbefugnis – französ. Physiker (1786–1853) – Riemenwerk der Zugtiere – Teil der Pferdezäumung – Männername – schwarze Pferde.

Von innen nach außen: umgangssprachlich svw. Übervorteilung, Betrug – mittelitalien. Fluß – Haltetau der Gaffel – Nachrichtenagentur der DDR – Hahnenfußge-

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

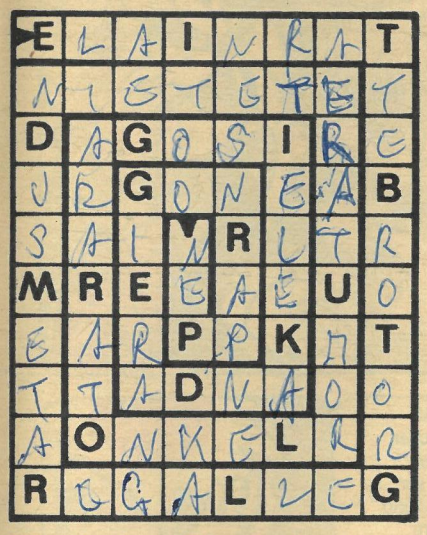
Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;

Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

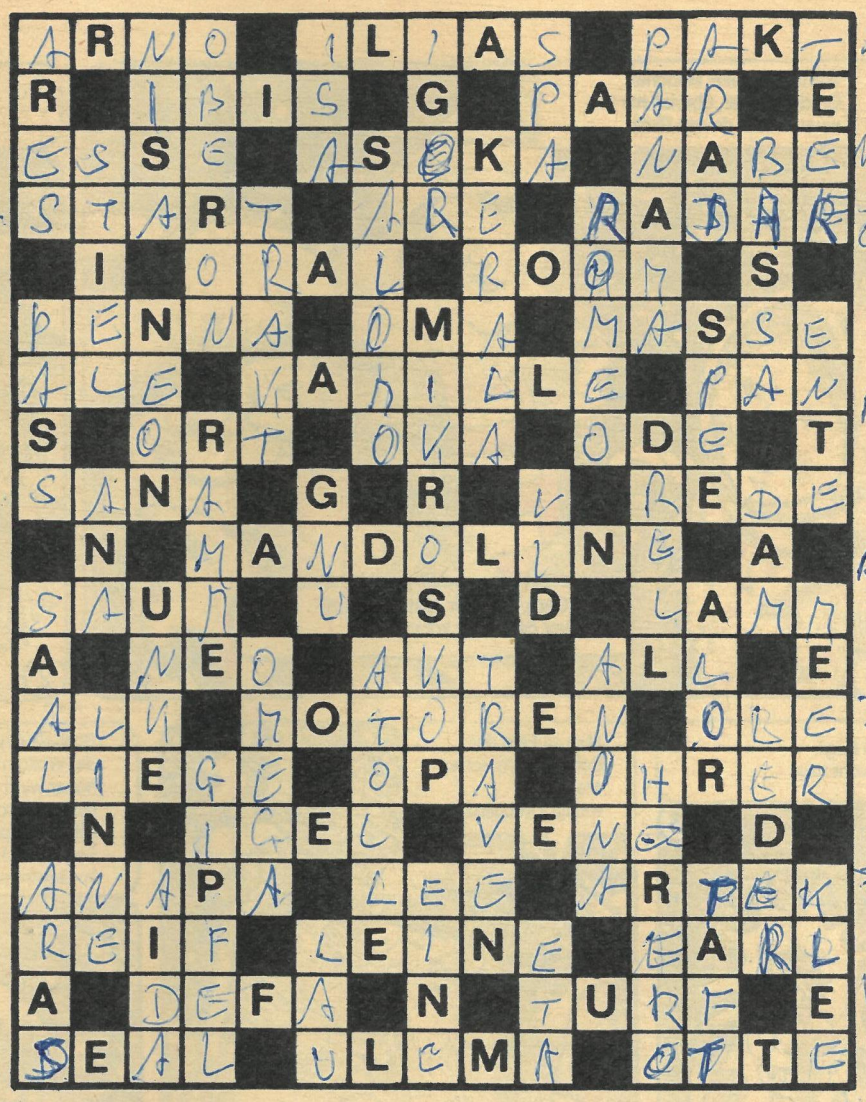
Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

wächs (Zierpflanze) – saugende Strömung – Berg in der Türkei – Verwandter – südeuropäische Hauptstadt – Skulptur des Naumburger Doms – Skatausdruck – Truppenspitze – längster Strom Vorderindiens – Honigwein – Sanddünenwüste – Tempobezeichnung i. d. Musik; svw. fröhlich, schnell – große Einfahrt – Schlafmöbel – Büffel der Sumpfgebiete Südostasiens – englische Biersorte.



Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzutragen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. Erdaufschüttung, 2. Gebirge im Süden der Kirgisischen SSR, 3. Sammelbezeichnung für die Blätter der Bäume und Sträucher, 4. Raubinsekt, 5. einheimische Öl- und Faserpflanze, 6. eine südamerikan. Hauptstadt, 7. Stammvater eines sagenhaften Riesengeschlechts.

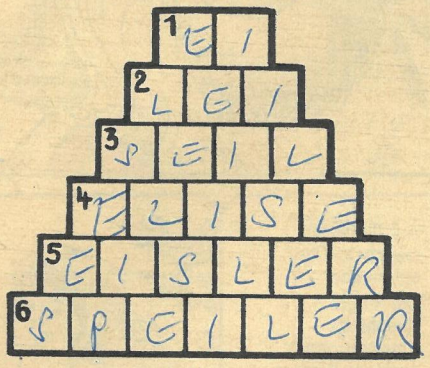


Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. engl. Biersorte, 2. indonesische Insel östl. von Sumatra, 3. Oper von Verdi, 4. schweizer. Flächenmaß, 5. griechischer Kriegsgott, 6. mittelitalien. Fluß, 7. Sammlung von Aussprüchen, 8. altindischer König (gest. 232 v. u. Z.), 9. rumän. Bergbaustadt im Banater Gebirge, 10. Abschnitt der Bühnenwerke, 11. Koralleninseln, 12. nord. Tauchvogel, 13. Pionierlager auf der Krim, 14. westrumän. Stadt a. d. Mures, 15. das Universum, 16. sowj. Schwarzmeerkurort nordöstl. von Noworossisk, 17. Kura-Nebenfluß, 18. Operngestalt aus „Die Entführung aus dem Serail", 19. dänischer Biochemiker, Entdecker des Vitamins K, 20. Filmgesellschaft der DDR, 21. svw. Drillich, 22. griech. Buchstabe, 23. Rauchfang, 24. Fluß bei Aschersleben, 25. engl. Adelstitel, 26. Schwimmvogel, 27. gehörnte Antilope, 28. Bergkuppe, 29. Bantuvolk in SW-Afrika, 30. ein Storchvogel, 31. Stacheltier, 32. Mädchenname, 33. Heldenepos des Homer, 34. Titelgestalt einer Oper von Borodin, 35. Funktionärin der deutschen proletarischen Frauenbewegung (gest. 1911), 36. Staat der Indischen Union, 37. Heilpflanze, 38. Futterpflanze, 39. Jungtier, 40. ein Karpfenfisch, 41. Ruhemöbel, 42. schwed. Naturforscher (1707–1778), 43. Augendeckel, 44. Windschatten, 45. Wäscheseil, Schnur, 46. gegerbte Tierhaut, 47. Zupfinstrument, 48. optisches Instrument zum Vergrößern sehr kleiner Gegenstände, 49. i. d. Physik Maß f. d. Eigenschaft aller Körper, 50. großes Gewässer, 51. Kraftmaschinen, 52. Mittelhülse von Rädern, 53. ein Edelgas, 54. Ort in Mittelportugal (nahe der span. Grenze), 55. griechisch: neu, 56. Oper von C. M. von Weber, 57. feierl. Gedicht, 58. Wolganebenfluß, 59. Titelgestalt bei Strittmatter (Vorname), 60. Großmutter, 61. griech. Buchstabe, 62. Großvater, 63. Mundlaut, 64. Ansiedlung, 65. mittelhochdeutscher Dichter aus Hessen, 66. zwei zusammengehörende Gegenstände, 67. Gebirgsübergang, 68. altgriech. Hirtengott, 69. Vertrag zwischen Staaten, 70. mittelamerikan. Republik, 71. Anreißblättchen für die Saiten von Zupfinstrumenten, 72. Funkmeßverfahren, 73. Fallklotz, 74. Ansprache, 75. Titelgestalt bei Shakespeare, 76. gefrorener Niederschlag, 77. sowj. Filmregisseur („Silberner Staub"), 78. eine jemenitische Hauptstadt, 79. Großraum, 80. Rennbeginn, 81. Stengel; Griff, 82. Stoffumschlag, 83. König von Israel (965–925 v. u. Z.), 84. ein Waschpulver, 85. Fell der Pelzrobbe, 86. Badeort in Belgien, 87. ein Seidengewebe, 88. Straßenzug; Gebäudeteil, 89. Destillationsprodukt der Kohle, 90. englisch: Pferderennbahn; Pferderennsport, 91. Autor des Romans „Das Totenschiff", 92. islam. Gelehrtentitel, 93. ein Froschlurch, 94. Blutgefäß.

Rätselpyramide

Für jedes der folgenden Wörter sind die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs (zusätzlich eines weiteren Buchstabens) zu verwenden. 1. Tierprodukt, 2. Schiefer, Fels, 3. Strick, 4. Mädchenname, 5. Komponist der DDR-Nationalhymne, 6. Holzstäbchen zum Verschließen von Wurstenden.



Auflösungen aus Heft 5/1985

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Kabalewski, 6. Olescha, 10. Werst, 13. Tube, 14. Skote, 16. Hera, 18. Lupe, 19. Saal, 21. Man, 23. Tat, 24. Bord, 26. Lea, 27. Gier, 30. Set, 32. Marsala, 35. Gama, 37. Tod, 39. Oborin, 42. Polewoi, 44. Obst, 45. Etat, 48. Ero, 49. Ern, 51. Uwe, 52. Ibsen, 53. Isel, 56. Mai, 57. Mut, 58. Esel, 61. Spa, 62. Aga, 63. Raab, 65. Motto, 66. Lab, 68. Erk, 70. non, 71. Wein, 73. Torr, 74. Nowosti, 77. Grekow, 79. Ill, 81. Ahoi, 82. Käutner, 87. Elm, 89. Anna, 92. Tee, 93. Lena, 95. Mop, 97. San, 99. Ossa, 100. Kant, 102. Siel, 103. Slawe, 104. Beta, 105. Desna, 106. Terenin, 107. Mussorgski.
Senkrecht: 1. Kost, 2. Brot, 3. Liebe, 4. Wehr, 5. Itala, 6. Oblast, 7. Leu, 8. Steg, 9. Hase, 10. Wal, 11. Rum, 12. Ton, 15. Katajew, 17. Ede, 20. Arm, 22. Aul, 25. Otto, 28. Ilse, 29. Aston, 30. Saba, 31. Udo, 33. Arie, 34. Altai, 36. Urania, 38. Opole, 40. Basar, 41. Nele, 43. Lei, 46. Tema, 47. Titer, 50. Rosow, 54. Semmel, 55. Lotto, 56. Mali, 59. senil, 60. Lang, 62. Artek, 64. Bus, 67. Antonow, 68. Ernte, 69. Knie, 72. Edam, 75. Oran, 76. Tip, 78. Wien, 80. Letten, 83. Åra, 84. Ras, 85. Sesam, 86. Ale, 88. Laser, 90. Nabe, 91. Akte, 94. Elis, 95. Mars, 96. Peri, 97. Sud, 98. Nis, 99. Oka, 101. NBI.

Kreuzgitter. Waagerecht: Kaskade (4), Neper (37), Ili (18), Eva (54), Leite (10), Laube (35), Gerte (3), Usedom (56), Kamm (6), Ernte (19), Apis (17), Regel (51), Oste (12), Teig (28), Hel (8), Lie (53), Ree (15), Safe (2), List (41), Bisam (7), Saat (57), Kiepe (33), Lava (42), Asmara (40), Elton (50), Inari (26), Angst (43), Elm (61), Rue (44), Eleve (46), Rastral (59).
Senkrecht: Kaliko (5), Stigma (27), Ader (9), Eiger (23), Nil (30), Plus (16), Reed (29), Hammel (58), Tempo (13), Aue (34), Beleg (55), Test (24), Titel (31), Islam (14), Riesa (32), Efeu (36), Reni (25), Elemi (22), Sagan (1), Isel (49), Talon (52), Braten (11), Tanger (60), Mantel (48), Kar (20), Peter (47), Mime (39), Rage (21), TASS (38), Ire (45).

Silbenrätsel: 1. Brunnen, 2. Mantel, 3. Matador, 4. Brenner, 5. Bordüre, 6. Kulisse, 7. Spaten, 8. Kasino, 9. Mister, 10. Stengel, 11. Kanone, 12. Seegang, 13. Papageno, 14. Büffel, 15. Kaliber, 16. Triode, 17. Recknagel, 18. Schlingel, 19. Matisse, 20. Sternwarte. – „Unterlassene Pflichten sind begangene Sünden."

Vom Kern zum Wort: 1. Nagasaki, 2. Eisenach, 3. Kampagne, 4. Register, 5. Achundow, 6. Staketen, 7. Sarajevo, 8. Orangeat, 9. Wandalen. Nekrassow.

Wabenrätsel: 1. Helene, 2. Hertha, 3. Magnet, 4. Neapel, 5. Leinen, 6. Nitrat, 7. Rotang, 8. Tarent, 9. Neisse, 10. Entree, 11. Tortur, 12. Ralten, 13. Signet, 14. Ekloge, 15. Kutais, 16. Saanen, 17. Denver, 18. Volker, 19. Krisis, 20. Elsass.

Einer fehlt: Mo(l)le, Am(ö)be, Se(w)an, Li(e)d, Su(n)d, Ar(z)t, Br(a)ut, Ru(h)e, Ga(n)s. – Löwenzahn.

Magisches Quadrat: 1. Agnes, 2. Grete, 3. Nepal, 4. Etage, 5. Selen.

Schach: 1. h3+ Kh4 2. Td4+ L:d4 3. S:d4 e1D+ 4. Kg2; 2. Abspiel: 1. ... Kf3 2. Tf7+ Ke4 3. Sg5+ K beliebig 4. Sf3; 3. Abspiel: 1. ... Kf5! 2. Sd4+ L:d4 3. Te7 Le5 4. T:e5+ K:e5 5. f4+ K:f4 6. Kf2 und gewinnt.

Raten und Rechnen:

848	:	16	=	53
–		×		+
151	+	29	=	180
697	–	464	=	233

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

DIE ZWÖLF MONATE

Nach einem Märchenspiel von Samuil Marschak. Gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.

Warte mal, mein Mädchen. Bruder Januar, überlaß mir für einen Monat deinen Platz!

Gern, aber der April darf nicht vor dem März kommen.

1

Nun, mir ist es recht. Was meinst du, Bruder Februar? Ich verzichte gern auf meinen Platz!

2

Nicht so brausend, ihr Winde im verbotenen Hag! Und du, Frost, an der Rinde hoher Tannen nicht nag!

3

Mag im Feld der Schneesturm toben wie ein weißer Drachen!

4

Schneller zieht der Wolken Schar, höher wirkt der Himmel. Froh von Dächern Spatz und Star zwitschern im Gewimmel!

5

Auf, ihr Flüsse, rauscht im Chor, sprengt der Ufer Enge! Kriecht, ihr Ameisen, hervor, nach des Winters Strenge!

6

SCHNELL, BEEILE DICH, MEINE BRÜDER HABEN UNS NUR EIN EINZIGES STÜNDCHEN GESCHENKT.

7

8

Der graue Wildling

Fortsetzung von Seite 35

In der menschenleeren Steppe ist es für einen Hund schwer, einem Wolf zu entkommen. Aber der Schwarzgescheckte fürchtete sich nicht, obwohl er allein war. Er war dazu da, sich mit den Wölfen herumzuschlagen, und nahm ohne Zaudern den Kampf mit der Wölfin auf, doch da stürzte sich der graue Wildling auf ihn und drückte ihn zu Boden. Mit heiserem Knurren schlug die Wölfin ihre Fänge in die Kehle des Hundes.

Bald waren von dem großen Schwarzgescheckten nur noch der Schwanz, der abgenagte Kopf und spärliche Haarbüschel übrig. Selbst den blutigen Schnee leckten die Wölfe auf. Nachdem sie sich vollgefressen hatten, trabten sie zum Schwarzen Hügel und wälzten sich im reinen Schnee der Schlucht.

Seit jener Nacht trennten sie sich nicht mehr. Und in der Gegend ging das graue Unheil um.

Bald hier, bald dort, in der Nähe des Schwarzen Hügels und weit entfernt davon, rissen die Wölfe Schafe, Rinder und Pferde, fällten sie Kamele, töteten sie die besten Wachhunde und entkamen ungestraft.

Von Aul zu Aul verbreiteten sich schlimme Gerüchte: „Es ist ein ganzes Rudel von grauen Teufeln, und sie haben keine Angst vor den Menschen – als wären's Werwölfe. Überhaupt keine Angst – einfach unglaublich! Ihr Anführer ist stark, groß wie ein Kalb, grimmig und schreckenerregend. Er läuft nicht mal davon, wenn sich ihm der Hirt auf Seillänge nähert. Man fürchtet sich, ihm zu nahe zu kommen. Die Herde flüchtet von der einen Seite, die Hirten stürzen dorthin, die Hunde ihnen nach, und inzwischen schleppt der Leitwolf auf der anderen Seite ein Schaf auf dem Buckel davon."

Lange hielten sich die Wölfe nicht an einer Stelle auf. Heute sah man sie am Schwarzen Hügel und morgen schon zehn, zwanzig, dreißig Werst südlich oder östlich davon. Bekanntlich nähren den Wolf seine Läufe.

Die Steppe ist in jener Gegend hügelig, von Schluchten durchzogen und mit Gestrüpp bewachsen. Es ist eine wahre Freude, sie vom Schwarzen Hügel aus zu betrachten: Wie auf stürmischer See türmen sich hohe Wellen, quirlen zottige Kämme. An solchen Stellen hat es der Wolf bequem, der Hirt dagegen schwer. Es ist leicht, sich ungesehen an die Herde, an die Viehhürde heranzupirschen, es ist leicht, einem zurückgebliebenen Tier aufzulauern, es abzusprengen. Aber es ist schwer, den Grauen aufzuspüren, und unmöglich, vorherzusagen, von wo er als lautloser, rauchgrauer Schatten hervorspringen wird. Und spürt man ihn im schneereichen Winter auf, so faßt man ihn doch nicht! Zu tief sind die Schneewehen. Der Wolf entkommt über die unberührte Schneedecke. Die Kruste trägt den Wolf, nicht aber den Reiter. Das Pferd bricht ein, es springt nicht, es pflügt den Schnee.

Man versuchte es mit vergiftetem Fleisch, das man in der großen Schlucht auslegte, und bereute es. Werwölfe nehmen doch kein Gift. Die jungen, unerfahrenen Aulhunde machten sich über das Fleisch her und verendeten gleich in der Schlucht. Nicht einmal die erstarrten Hundekadaver rührten die Wölfe an. Der Winter war für die Wölfe ergiebig. Der graue Wildling wuchs und wurde schwer wie ein Stein, vermochte jedoch seine schreckliche Fleisch- und Blutgier nach wie vor nicht zu stillen.

Erst im Frühjahr ließ sein Hunger etwas nach, und in seinen Adern entbrannte für kurze Zeit eine andere Gier. Der Schnee in der Steppe wurde porös und dunkel. Auf den Hügeln kam an abgetauten Stellen die morastige rötlichbraune Erde zum Vorschein.

Ungewöhnliche Ausgelassenheit bemächtigte sich des grauen Wildlings. Mitten im Laufen wurde er unruhig, beschrieb überflüssige Kreise und umtollte die Wölfin wie ein Welpe. Sie legte sich nieder, um auszuruhen, er aber tänzelte in ihrer Nähe umher, wobei er den glitzernden Schnee aufwirbelte, sprang ausgelassen über sie hinweg und stieß sie mit der Brust, den Pranken und der Schnauze. Ärgerlich fletschte sie die Zähne, er aber packte sie am Hals, hielt sie eine Weile fest und ließ sie dann wieder los. Manchmal zauste er sie lange im Genick, ohne daß sie sich losreißen konnte. Sie winselte zänkisch und biß.

Dann wurde sie friedfertiger und begann ihn häufiger zu beschnuppern und zu belecken.

Nördlich des Schwarzen Hügels lagen ausgedehnte, flache Salzseen. Ihre Ufer waren dicht mit Federgras und Binsen bewachsen. Eine wilde Gegend – nicht umsonst hing ständig Vogelgekrächze über dem Gestrüpp. Dorthin führte die weiße Wölfin im Frühjahr, als die Ufer der Seen üppig ergrünten, den grauen Wildling.

Jetzt jagte er fern von den heimatlichen Gefilden. Die Wölfin aber verließ das Lager nicht und ernährte sich von Vogeleiern, die sie in den Binsen fand.

Einmal brachte er ihr einen Hammelschwanz, doch sie empfing ihn nicht wie gewöhnlich. Unruhig scharrte er mit den Pranken die Erde auf, und sie kroch kraftlos aus dem Lager, die Läufe mit Mühe und Not vorwärts schleifend. Aus der Höhle kam eine starke, unbekannte Witterung. Drohend und mit gesträubtem Fell ging der graue Wildling in Verteidigungsstellung, steckte den gefletschten Fang in das Lager und zog mit den Zähnen einen schwächlichen, unansehnlichen Nestwolf heraus.

Schwach kläffend stürzte sich die Wölfin auf ihn, konnte ihn jedoch nicht daran hindern. Der graue Wildling schlug den kleinen blinden Nestwolf gegen den Boden, bis er zu einem formlosen grauen Klumpen geworden war, und schleuderte ihn voller Abscheu hinter sich.

Als er sich wieder der Wölfin zuwandte, lag sie zwischen ihm und dem Lager, und weitere Nestwölfe krochen zu ihr und stießen an ihr Gesäuge.

Verdrießlich seine Lefzen leckend, ließ sich der graue Wildling abseits nieder.

Die Wölfin ging bald wieder mit ihm auf die Jagd, doch war sie noch zu plump und schwer und lief fortwährend zu ihrer Brut. Manchmal kehrten sie, ohne etwas erbeutet zu haben, ins Lager zurück, und er sah gierig auf die Nestwölfe, sie aber biß ihn und verjagte ihn vom Lager.

An einem Morgen im zeitigen April, als die Nestwölfe bereits sehen konnten, trabten der graue Wildling und die weiße Wölfin am See entlang zu ihrem Lager, sie voraus, da sie es nicht zuließ, daß er sie überholte, er ganz dicht an ihrer Lunte. Da witterten sie plötzlich einen Menschen. Wie eine Wolke flatterten Vögel über ihren Nestern auf, Pferde trappelten, Hirtenstäbe klopften die Erde ab. Die Wölfe verbargen sich in den Binsen, bis es ringsum still geworden war. Als sie sich ans Lager heranschlichen, fanden sie nur noch einen einzigen Nestwolf mit gebrochenen Läufen darin.

Tagelang strich die Wölfin um den Aul, in den die Menschen ihre anderen Jungen mitgenommen hatten. Vergeblich rief sie der graue Wildling. Sie folgte ihm nicht – und man bemerkte sie.

Die Erde trocknete allmählich und begann zu blühen. Schnell gewannen die Pferde aus dem saftigen Frühjahrsgras neue Kräfte. An einem warmen, blauen Tag vernahmen die Wölfe hinter sich eine lärmende Jagd. Drei verwegene Reiter auf flinken Pferden jagten die Wölfe aus der großen Schlucht zum Schwarzen Hügel. Der graue Wildling flog wie ein Pfeil dahin. Bereits in der Schlucht blieb die Wölfin hinter ihm zurück. Ihr Gehänge war noch nicht wieder fest geworden, und sie lief schwerfällig. Zuerst kehrte der graue Wildling zu ihr zurück, lief etwas hinter ihr und biß sie in die Flanken, trieb sie vorwärts. Da knurrte sie ihn an. Er sah sich nach den Reitern um und schoß stumm davon.

Am Ausgang der Schlucht schlug er plötzlich einen Haken und flog mit geschmeidigen Sprüngen wie eine Ziege den mit stachligen Heckenrosen bewachsenen Hang der Schlucht empor.

Der graue Wildling verbarg sich im Gestrüpp, die weiße Wölfin aber stob geradeaus ins offene Gelände, und die Reiter sprengten mit schrillen Schreien und Hetzrufen hinter ihr her. Schnaufend verfolgte der graue Wildling in der Nacht die Spur der Hetzjagd, in einer fernen Talsenke fand er im taunassen Gras einen eingetrockneten Blutfleck. Er beschnupperte und beleckte ihn. Hier hatte die weiße Wölfin gelegen, und hier riß die Witterung ab.

Der graue Wildling hockte sich hin und saß unbeweglich, die Brust gewölbt und den schwarzen Nacken gekrümmt, bis der Mond aufging. Dann begann der Wolf traurig und dumpf zu heulen. Wie aus Stein saß er bis zum Morgengrauen in der Talsenke. Schließlich erhob er sich, krampfhaft gähnend. Der Hunger kühlte ihm den Bauch aus.

Mit moderner Fangflotte

Schulabgänger 1986

Wir informieren Euch über Möglichkeiten der Berufsausbildung für die Hochseefischerei.
Wir werden Euch bei der Wahl Eures Berufes unterstützen.

Für folgende Berufe bilden wir Schulabgänger der 10. Klasse aus:

- **Vollmatrose der Hochseefischerei**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (Ausbildung in den VE Fangbetrieben in Rostock und Saßnitz)
- **Vollmatrose der Hochseefischerei mit Abitur**
  Lehrzeit 3 Jahre
- **Facharbeiter für Lebensmitteltechnik/Spezialisierung Fischverarbeitung**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (für diese beiden Berufe Ausbildungen nur im VEB Fischfang Rostock)

Wir beraten Euch! Wendet Euch an uns!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro/Lehrlingseinstellung
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

VEB Fischfang
Saßnitz
Personalbüro
2355 Saßnitz
Postfach 7

Sie standen und hörten die Klänge, die vom Weißen Haus herüberwehten. „God Bless America“ (Gott segne Amerika) wurde gespielt, 500 Millionäre bewegten sich zwischen Krabben, Hummern und Pasteten, Whisky und Champagner, Diamanten blitzten. Der Präsident und Gattin gestalteten einen launigen Winterabend. Draußen standen in der Pennsylvania Avenue, inmitten von Schnee und Frost, die Hungernden von Washington. Beileibe nicht alle, denn die Essentöpfe der karitativen Spende waren nicht bodenlos.

Vierzehnkarätiges Gold und ein Glas Bier

„Zwanzigtausend zittern in den Straßen“, berichtete die New-Yorker Zeitung „Daily News“. „Sie verbrachten die vergangene eiskalte Nacht (mit Tiefsttemperaturen bis zu minus 19 Grad) auf den Straßen New Yorks, zusammengekauert unter Decken, einige mit Pappe, als Ersatz für eine Matratze.“ Die Zeitung wies auf jene Nacht hin, da sich im Weißen Haus viele Hände regten, um die Amtsperiode des Präsidenten feierlich zu begehen. Einen Tag später konnten sich die Klatschkolumnen nicht genug darüber ergehen, welche Extravaganzen auf dem neuen Staatsgeschirr, bestehend aus 4732 Einzelteilen mit Goldrand und Präsidentensiegel, gereicht wurden. Die Liste der geladenen Gäste las sich wie ein „Who is Who“ aus der Welt der Reichen.

In der Studie „Das veränderte Antlitz der Armut“ stellte der amerikanische Wirtschaftsprofessor Emanuel Tobier fest: „Für viel zuviele Menschen wandelt sich die Stadt (New York) aus einem Ort der Möglichkeiten und Hoffnungen in den von Not und Hoffnungslosigkeit.“ Seit 1982 ist ein Viertel der New-Yorker Bevölkerung als arm zu bezeichnen, weit über dem Durchschnitt von 15 Prozent im ganzen Land. In Chicago, Philadelphia und Detroit liegen die Prozentzahlen noch darüber. Unter der Armutsgrenze leben 35 Millionen im ganzen Land. 1981 waren es 31,8 Millionen.

Armut und Hunger sind nicht neu im reichsten Land der Erde, doch seit dem Amtsantritt des 40. Präsidenten waren die Zahlen dramatisch in die Höhe geschnellt. Nie zuvor sind so unverbrämt und zynisch die Ärmsten zur Kasse gebeten worden, während die Reichen jährliche Steuerprivilegien von 250 Milliarden Dollar einstreichen.

Als sich Präsident Reagan nach seiner ersten Amtseinführung vier Paar Cowboystiefel – zu tausend Dollar das Paar, die kleinen Extras wie beispielsweise das Präsidentensiegel aus vierzehnkarätigem Gold nicht einbegriffen –, anpassen ließ, konnte Alice Fisher daheim nicht schlafen. Sie bedrückte eine Ausgabe von vier Dollar in einer Bierhalle, zu der sie sich hat überreden lassen. Das gestand sie der „Washington Post“, die eine Untersuchung durchführte, wie das neue Staatsbudget, beginnend am 1. Oktober 1981, nach unten durchschlug. Alice Fisher – 46 Jahre alt, geschieden, drei Kinder, Fürsorgeempfängerin– erhielt seit diesem Tag 20 Prozent weniger Sozialbeihilfe. Sie galt der Zeitung nicht einmal als besonderer Fall, obgleich ihre Beihilfe unter das Minimum gefallen war, dessen man zum Lebensunterhalt bedurfte.

Zwei Jahre später, also 1983, stellte die „Business Week“ fest: „Kampf gegen die Armut scheint Schlacht auf verlorenem Posten zu sein.“ Trotz eines Aufschwungs in der Produktion, der die Arbeitslosigkeit um einen Prozentpunkt gedrückt habe, sei die Zahl der Hungernden und Armen jedoch gestiegen. Die extreme Armut und die Haushalte mit sehr geringem Einkommen hätten sich ausgeweitet.

Und wieder ein Jahr später häuften sich die Meldungen über den Hunger in den Großstädten, so schrieb die „International Herald Tribune“: „Chicago wird eine Stadt des Hungers.“ Besonders bewegend klang die Nachricht des Präsidenten der amerikanischen psychiatrischen Gesellschaft, Dr. John Talbott. Er teilte mit, daß nicht weniger als drei Millionen Menschen umherirren, teils geistig derart geschädigt, daß sie außerstande sind, für sich selbst zu sorgen. „Es gibt kaum eine Gegend in unserem Land, ob Stadt oder Dorf, wo man den Anblick dieser allgegenwärtigen zerlumpten, kranken, von Halluzinationen heimgesuchten menschlichen Gestalten nicht kennt, die durch die Straßen irren, zusammengekauert in schmalen Gassen sitzen oder über Abzugsschächten schlafen.“

Wer viel hat, läßt Tropfen sickern

Selbst konservative Journalisten, die die USA bereisten, kehrten nachdenklich zurück. Nicht nur die unsägliche Armut von Millionen Menschen hatte sie deprimiert, sondern auch die zynische und niederträchtige Art der Zurschaustellung des Reichtums. „Plötzlich ist es in Ordnung, reich zu sein und es auch zu zeigen.“ So kommentierte das Magazin „U. S. News & World Report“ diesen Trend. Der Wirtschaftsprophet der heutigen Administration, George Gilder, hält diese Demonstration des Reichtums für unerläßlich, denn sie gäbe den Bedürftigen das Beispiel für ein Wohlleben, das man sich durch Strebsamkeit und Fleiß errungen habe. Er attestiert den Millionären höchste Intelligenz, eben nur, weil sie es geschafft haben, Millionär zu werden. So gesehen, umgibt sich der Präsident nur mit „intelligenten“ Männern; allein sein Kabinett bringt diverse Millionen Dollar auf die Waage.

Viele Millionärsfamilien folgten „ihrem“ Präsidenten aus dem sonnigen Kalifornien nach Washington, machten sich im Watergate-Hotel breit und geben seit 1980 den gesellschaftlichen Ton an. Der Familie Annenberg schien für eine Suite mehrere tausend Dollar wöchentlich ein angemessener Preis, die Wicks (Charles Z. Wick ist Reagans Chefpropagandist) zogen es vor, 260 Dollar pro Nacht zu zahlen.

„Hierarchischem Denken aufgeschlossen, letztlich desinteressiert an der öffentlichen Meinung, agieren sie in der dünnen Luft des Geldadels, den Sorgen ihres Volkes fern. Armut, Arbeitslosigkeit und andere unangenehme gesellschaftliche Probleme erleben sie nur aus der Distanz, als eine fremde Welt“, schrieben R. Brownstein und N. Eaton in ihrem Buch „Reagans herrschende Klasse“. Das Geplauder über eine 1650-Dolllar-Handtasche wurde ebenso zum Alltag wie angewiderte Äußerungen über eine Welt weitab, in der sich die „unteren Schichten, die schlimmsten Elemente der menschlichen Natur austoben“. Diese Beobachtungen hat der amerikanische Publizist Gregg Easterbrook zu Papier gebracht.

So geschieht es täglich, daß Butler kostbare Hunde mit noch kostbareren diamantbesetzten Halsbändern ausführen, die ihre Beinchen an Tonnen heben, aus denen gerade Hungrige Essenreste herausklauben. Diese Tonnen in feinen Gegenden sind stets umlagert. Was mag in den Köpfen dieser Menschen vorgehen, wenn sie mitansehen müssen, wie Lieferwagen feinste Delikatessen für die Nobelhunde anliefern? Welche Gedanken würden den 60000 New-Yorker Obdachlosen kommen, wenn sie erführen, daß für diese Vierbeiner in Houston (Texas) ein Luxushotel errichtet wurde, falls Herrchen oder Frauchen mal auf Reisen gehen? Köche und Butler umgeben für 150 Dollar pro Tag die Tierchen mit viel Fürsorge und abwechslungsreichen Menüs.

Gilder jedoch meint, es muß so sein, denn nur dort, wo Reiche immer reicher werden, fällt auch etwas für die Armen ab. Wo viel ist, da sickern auch Tropfen nach unten. Ob er die Tonnen mit den Essenresten gemeint hat? „Angebotsökonomie“ nennt Gilder seine Philosophie. Wer bietet hier wem was an? Die Regierung hat den Monopolen von 1981 bis 1984 eine Steuer- und Abschreibungsvergünstigung von 750 Milliarden Dollar „angeboten“, im Glauben, diese Kapitalien werden als Investitionen die Wirtschaft ankurbeln. Doch die Gelder gingen andere Wege: entweder in die Banken, wo sie als hochverzinste Anleihen auf die Kunden warten, oder in den Ankauf anderer Firmen, womit der Konzentrationsgrad der Monopolisierung beschleunigt wird. Gilders obskure Sicker-Theorie erwies sich als ein Phantom, denn die Reichen wurden zwar reicher, doch die Armen ärmer.

In keinem Land der Erde ist der englische Philosoph des 19. Jahrhunderts, Herbert Spencer, von der herrschenden Klasse so vereinnahmt worden wie in den USA. Er formulierte, daß Millionäre ein Produkt der natürlichen Auslese seien, und diesem Naturgesetz dürfe sich der Staat durch die Parteinahme für die Schwachen nicht entgegenstellen. Es führe zwar dazu, „daß ein erkrankter Arbeiter, daß Witwen und Waisen dem Kampf um Leben und Tod überlassen bleiben. Jedoch, im Zusammenhang mit den Interessen der gesamten Menschheit gesehen, sind diese schmerzlichen Verluste von höchstem Segen – dem gleichen Segen, der Kinder von erblich kranken Eltern früh ins Grab bringt und die Kleingläubigen, Unmäßigen und Schwächlinge zu Todesopfern einer Epidemie macht. Wenn der Staat dem, der gedeiht, etwas fortnimmt, um es dem zu geben, der nicht gedeiht, so verletzt er seine Pflicht.“

Gilder ist ein guter Schüler Spencers: „Die staatlichen Wohlfahrtssysteme haben die Arbeitsmoral der unteren Klassen zerstört. Arbeitslosenunterstützung begünstigt Arbeitslosigkeit, Krankenversicherung begünstigt Simulantentum. Wenn der Staat vaterlose Familien unterstützt, begünstigt er den Zerfall der Institution Ehe ... Armut ist keine Frage des Geldes, sondern des Geistes.“ Gilder meint somit, wer arbeitslos und arm ist, habe seinen Geist nicht befragt. Wer im Land der unbegrenzten Möglichkeiten noch nicht sein Glück gemacht hat, ist selbst daran schuld und solle nicht dem Staat zur Last fallen.

„Er ist ein guter Freund von Alten und Gebrechlichen“, höhnte der New-Yorker Journalist Alexander Cockburn über seinen Präsidenten. „Jedenfalls, wenn sie die Form des Schlachtschiffes ‚New Jersey‘ haben.“ Reagan ließ das Ungetüm des zweiten Weltkrieges für 326 Millionen Dollar modernisieren. Ein Spottpreis gegen die Billionen, die bis zum Ende dieses Jahrtausends veranschlagt sind, um die Kriegführung zu Lande, zur See und im Kosmos zu ermöglichen. Für dieses Programm bleiben die Bedürftigen, Armen und Arbeitslosen auf der Strecke.

Ein Katalog der „Lebensqualität“

Millionen Obdachlose streifen durch die Straßen Amerikas auf der Suche nach Arbeit, Essen und der wärmenden Sonne. Es blieb der BRD-Postille „Bunte“ vorbehalten, in diesen trostlosen Wanderungen etwas Abenteuerliches zu entdecken. „Frei sein und ungebunden – von dieser Art zu leben, haben sogar prominente Amerikaner geträumt.“

In „amerikanischen Verhältnissen“ zu leben, galt einst vielen Menschen in der BRD als Wunschvorstellung, nun ist es zum Angstruf geworden: „Die amerikanischen Verhältnisse haben uns eingeholt.“ – „Armut hat es in der Bundesrepublik, einem der reichsten Länder der Welt, immer gegeben: die Armut der Rentner, Obdachlosen, Behinderten, Ausländer und Sozialhilfeempfänger. Aber durch die jetzt schon zehn Jahre anhaltende Massenarbeitslosigkeit und die dramatischen Kürzungen bei der Arbeitslosenunterstützung ist eine in der Geschichte der Bundesrepublik neue Form der Armut dazugekommen: die Armut der Arbeitslosen“, heißt es in einer Studie des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Die Armut hat neue Dimensionen erhalten, seit die Bundesregierung ebenfalls „amerikanische Verhältnisse“ praktiziert und das Sozialnetz zerlöchert.

„Meine gesamte Lebenssituation ist auf dem Nullpunkt. Manchmal bin ich alles leid, dann möchte ich am liebsten Schluß machen, damit ich nichts mehr

Vom Tisch der Reichen zum Korb der Armen

sehe und höre." Die gelernte Verkäuferin Renate K. aus Lüdenscheid kann nach langer Erkrankung keine Arbeit mehr finden. Von der Arbeitslosenhilfe plus Sozialhilfe verbleiben ihr nach Abzug aller feststehenden Kosten 71 DM „zum Leben". Doch Springers „Welt" schreibt „Bedürftigkeit" in Gänsefüßchen und meint, daß der Verzicht auf mancherlei keineswegs die „Lebensqualität" beeinträchtigt. Jedoch immer mehr Arbeitslose treten den Gang zum Sozialamt an... und in die Armut.

Was der Staat als Regelsatz für „Lebensqualität" vorschreibt, bezeichnen Mediziner als „verordnete Unterernährung". Dem Sozialhilfeempfänger „stehen zu": wöchentlich 600 g Brot, 100 g Rindfleisch, 40 g Nudeln, 40 g Reis, 75 g Apfelmus in Dosen, 75 g Röstkaffee, eine Flasche Bier, eine Briefmarke, eine Tageszeitung und alle zwei Monate eine Kinokarte. Auch Energieleistungen sind ihm zugemessen: Er darf täglich eine halbe Stunde Radio hören, 12 Minuten fernsehen und 20 Minuten eine Lampe brennen. Diese letztgenannten Verordnungen haben für die Obdachlosen keinerlei Bedeutung mehr.

„Armut kommt schleichend, ist selten spektakulär. Armut findet isoliert zu Hause statt, in kalten Wohnungen, zwischen leerem Kühlschrank und kargem Mobiliar. Weil man sich ihrer schämt in einem Land, in dem so getan wird, als habe jeder durch heftiges Ärmelhochkrempeln seine Chance", schreibt die BRD-Gewerkschaftszeitung „Metall". Ihre „Chance" suchen in der BRD 2,6 Millionen offiziell registrierte Arbeitslose, mit der Dunkelziffer der Resignierten sind es fast 4 Millionen. In ganz Westeuropa liegen 19 Millionen Menschen auf der Straße, und für 1986 sind 20,3 prognostiziert. Vor diesem Hintergrund mutet es lächerlich an, wenn sich Leute finden, die Marx des Irrtums bezichtigen, weil er den grundlegenden Widerspruch zwischen Arbeit und Kapital dargestellt hat. Überquellender Reichtum auf der einen und zunehmende Armut auf der anderen Seite sind sichtbare Erscheinungsformen dieses Widerspruchs. Doch dieser wird sich weiter verschärfen. Versuche, die Produktion wieder anzukurbeln, führen über den kapitalistischen Weg der Rationalisierung und setzen wieder neue Beschäftigte „frei"; 17 000 Firmenzusammenbrüche im Vorjahr allein in der BRD kosteten 175 000 Menschen den Arbeitsplatz.

Die Zeitung „Metall" stellte fest, daß die Armut längst nicht mehr nur nach den Arbeitslosen greift, sondern zunehmend auch nach den Einkommensschwachen und Beziehern mittlerer Einkommen, die durch immense Verschuldung an den Rand des Existenzminimums gedrängt werden. Als einen Generalangriff des Kapitals auf die soziale Lage der Werktätigen, als abgestimmte Strategie zwischen Staat und Monopolen charakterisierte Erich Honecker die vielfältigen Krisenprozesse im Kapitalismus.

Hans Bergmann

Fotos: Archiv

Altertum

Mit viel Vergnügen las ich die unkonventionelle Reisereportage „Bei den Argunauten von Gudauta“ (26/84). Was mich an diesem Beitrag beeindruckt, sind die Empfehlungen, die die alten Menschen uns auf den Weg mitgaben. Ich glaube, daß manch einer seine lieben Gewohnheiten überprüfen wird nach diesem Beitrag.

Monika Lietz, Burg Stargard

Nach der Lektüre der amüsanten Reisereportage über die Hundertjährigen aus Abchasien habe ich folgende Frage: Gibt es eine offizielle Einteilung für bestimmte Abschnitte des Alters eines Menschen?

Peter Sommer, Berlin

Laut Klassifikation der Weltgesundheitsorganisation (WHO) gilt das Alter bis 44Jahre als jung, von 45 bis 59 als mittleres, von 60 bis 74 als bejahrt, von 75 bis 89 als greisenhaft. Menschen von 90 bis 100Jahren und älter gelten als langlebige, wie die 151Jahre alte Gjulandam Allachjarowa aus Aserbaidshan (siehe Foto).

An der Trasse

„Senke 99“ hat mir gut gefallen (FW 3/85).

Erich Wendt, Schmölln

Wenn man wissen will, was eine „Stolowistin“ ist, muß man tatsächlich den Beitrag lesen (Preisfrage Leserforum 3/85). Mit Kombinieren war da nichts zu machen. Übrigens, das Titelbild gefällt mir gut.

Gisela Puls, Blankenburg

Nach der Zerschlagung des Hitlerfaschismus habe ich von 1945 bis 1947 bei der Roten Armee als „Stolowistin“ gearbeitet.

Margot Kobi, Waren

Für die vielen am Trassenbau interessierten Leser noch eine „Spezialität“: Da eine Erdgasleitung nicht immer geradeaus geht, sondern auch „krumme Wege“, braucht man gebogene Rohre. Das Foto unten entstand in Dubna. Ein Rohr wird zum Biegen vorbereitet – Putzen gehört dazu.

Hajo Obuchoff

Angeregt

Interessant Ihr Bericht über Ruth und Max Seydewitz („Liebe zu Menschen und Musen“, FW 2/85). Er hat mich angeregt, einige der Bücher, besonders das neue „Unvergessene Jahre – Begegnungen“ zu lesen.

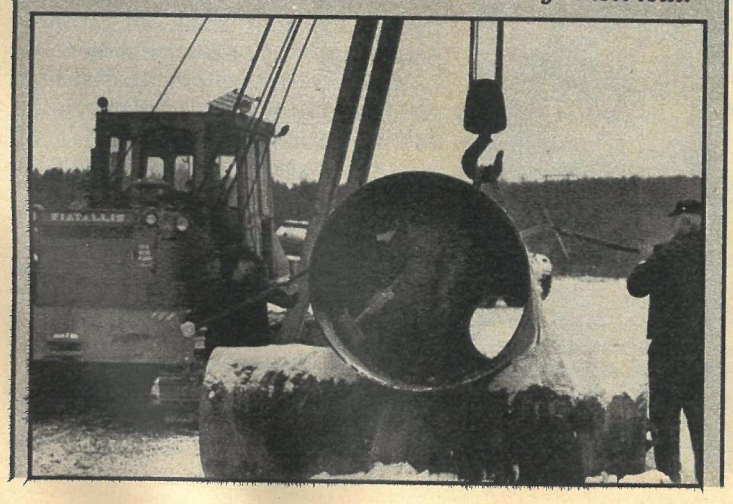
Ines Degen, Klausa

Ansichtssache

Zu dem Beitrag „Labor auf dem Null-Meridian“ in Heft 3/85 habe ich eine Frage: Das Eiland – die Wrangel-Insel fand ich nicht auf dem „Null-Meridian“. Hat sich ein Fehler eingeschlichen?

Kurt Sonntag, Freiberg

Nein, rund um die Erdkugel betrachtet sind der 180. und der Null-Meridian identisch. Es handelt sich um einen Großkreis über beide Pole hinweg. Auf den Projektionen, die wir kennen, ist meist die „vordere“ Hälfte mit 0, die „hintere“ – von uns aus jenseits des Nordpols gelegene – mit 180 bezeichnet. Sowjetische Autoren sprechen einhellig vom „nullten“ Meridian, der die Wrangelinsel teilt.



Ihre Gedanken...

... zu diesem Bild erbaten wir in den Heften 1 und 2/85. Dank an alle, die sich bisher beteiligten. Es sind weit über dreihundert Leser. Dazu gehören auch einige der alten Menschen, die ihren Lebensabend im Feierabendheim „Sala und Martin Kochmann“ am Weinbergsweg in Berlin verbringen. Sie erzählten unserer Leserbrief-Redakteurin Ingrid Buchholz ihre Gedanken.

Charlotte Schwarzlose, 79 Jahre: Ich habe auch vor einem zerbombten Haus gestanden. Damals war ich vierzig Jahre alt, aber die schreckliche Erinnerung daran ist geblieben. Seit über sieben Jahren lebe ich nun in einem Feierabendheim. Ich fühle mich wohl und geborgen. 1945 hat bestimmt niemand daran gedacht, daß es einmal so schöne Heime bei uns geben wird. Rückblickend stelle ich immer wieder fest, wie glücklich wir sein können, daß wir von unseren sowjetischen Freunden vom Faschismus befreit wurden. Den Wiederaufbau verdanken wir ihnen und den Aktivisten der ersten Stunde. Sie machten uns mit ihrem Vorbild Mut. Inzwischen ist aber auch eine Generation herangewachsen, die in unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat geboren wurde. Ich bin stolz darauf, was diese Generation an großen Leistungen vollbringt. Wir haben, so meine ich, unser Erbe in gute Hände gelegt. Unsere Jugend begreift, wofür sie arbeitet: für einen dauerhaften Frieden in der Welt.

Emma Fischle, 79 Jahre: Ich möchte nur eines sagen: Solche Bilder darf es nie wieder geben. Ich habe Schlimmes mit angesehen, ich wohnte neben dem Bunker am Friedrichshain. Nein, daran denke ich gar nicht gern zurück. Ich möchte auch nicht darüber sprechen.

Wally Loof, 77 Jahre: Vierzig Jahre leben wir nun in Frieden. Doch es ist gut, daß in unserem Staat nicht

Wer schreibt uns?

Jelena Worobjowa, 17 Jahre alt, interessiert an Literatur, Musik, Theater, wünscht Briefwechsel in Deutsch, Russisch, Englisch oder Polnisch. UdSSR, 163 045 Archangelsk, ul. Gagarina 14, Korpus 2, Qu. 57

Marat Arslanow, 23 Jahre, Interesse für Sport, moderne Musik, Fotografie, wünscht Briefpartner. UdSSR, 452 257 Baschk. ASSR, Tschekmaguschewski Rayon, d. St. Ichsanowo

Daniela Blahutova, 16 Jahre alt, interessiert an Sport, Büchern, Tanzmusik und Filmen, wünscht Briefpartner (möglichst Junge) für Korrespondenz in Deutsch, Russisch, Tschechisch. ČSSR, 94 656 Dulovce, Robotnicka 22

Nadeshda Kowerka, 28 Jahre alt, Ingenieur-Ökonom. Interessen: Filmkunst, Literatur, Musik, Kochen. UdSSR, 625 005 Tjumen-5, ul. B. Saretschnaja 80 a

Lena Schepelowa, 19 Jahre alt, Studentin, wünscht Briefwechsel in Russisch, Deutsch oder Englisch. UdSSR, 424 030 Joschkar-Ola, ul. Lebedewa, d. 47 A, kw. 19

Lesergrafik

„Männerkopf“, Kreide, von Angela Scharein. Die Kindergärtnerin ist Mitglied des Grafik-Zirkels im Zentralen Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft. Ihr Werk gehört zu den etwa 130 Arbeiten, die im Haus am Kastanienwäldchen zu sehen waren. Die Ausstellung der Berliner Volkskunstkollektive anläßlich des 40. Jahrestages der Befreiung stand unter dem Motto „Frieden – Freundschaft – Lebensfreude“.

vergessen wird, wer die Schuldigen am Krieg waren. Ja, es war ein großes Aufatmen damals, als der Krieg zu Ende ging. Ich hatte im März noch ein Kind geboren, mein zweites – es starb später. Aber diese Angst mit dem Säugling… Ich arbeitete auf der Post. Wir fingen gleich mit dem Aufräumen an. Das dauerte lange, alles war ja kaputt. Aber man sah doch, daß es nun wieder voranging.

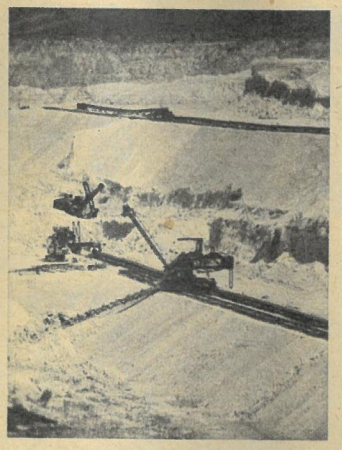
Elisabeth Jacoby, 86 Jahre: Wir konnten schon am 1. Mai 1945 gemeinsam mit unseren sowjetischen Befreiern feiern. Und dann begann das Enttrümmern. Ich erinnere mich auch, daß nicht alle gleich mit Enthusiasmus dabei waren. Doch wir ließen uns von Miesmachern nicht beirren.

Charlotte Domdei, 73 Jahre: Wenn ich ein solches Bild sehe, dann wandern meine Gedanken automatisch um vierzig Jahre zurück. Ich fing gleich nach dem Krieg wieder im Azetylengaswerk an zu arbeiten. Das war ein ganz wichtiger Betrieb für den Aufbau. Der Karbidschlamm wurde als Mörtelersatz genutzt. Damit konnten wir vielen helfen. Zuerst teilten die sowjetischen Offiziere uns zur Arbeit ein, aber bald sagte einer zu mir: „Du machen allein, du können besser…“ Na ja, ich wußte in der Gegend Bescheid, kannte die Betriebe. Einmal brachten Rotarmisten auf einem Wagen große Azetylenflaschen. Wir luden sie ab, sie wurden gekippt, und heraus fielen Getreidekörner… Ein Schatz zu dieser Zeit. Ich weiß bis heute nicht, wie sie die Körner in die engen Flaschenhälse bekommen hatten.

Ludwig Niehus, 78 Jahre: Ich war Lehrer. Ich kann mich noch gut erinnern, wie wir uns freuten, als wir das erste Rechenbuch von Oberst Tulpanow bekamen. Vorher hatten wir doch gar nichts. Die Kinder schrieben auf Zeitungsrändern. Dann, in einer Druckerei, kam ich zufällig darauf, daß von den Papierrollen immer so ein Streifen übrig blieb. Daraus stellte ich heftähnliche Gebilde her. Und dann hatte ich ein einschneidendes Erlebnis in dieser Zeit. Meine Tochter, sie war noch klein, lief über die Straße, ein sowjetischer Wagen kam, beinahe wäre sie überfahren worden. Der Fahrer riß das Steuer herum. Sie blieb unverletzt. Das Auto aber prallte gegen einen Baum. Der Fahrer war tot! Später kamen noch oft sowjetische Soldaten, erkundigten sich nach dem Kind.

Liebe Leser! Unser Gedankenaustausch geht weiter. Von allen Einsendern werden monatlich zehn mit einer Anerkennungsprämie von 50 Mark bedacht. Aus der großen Zahl der Zuschriften im Februar fiel die Wahl auf: Peter Blume, Rathenow; Klaus Fischer, Gotha; Martha Neubert, Bockau; Sabine Scharfenberg, Hildburghausen; Waltraud Schenk, Wriezen; Ingrid Schiller, Mühlhausen; Brigitta Schimansky, Hennigsdorf; Heinz Schneider, Stolpen; Gerd Walter, Neubrandenburg; Sabine Wiegand, Magdeburg.

Unsere Gesprächsrunde: rechts am Fenster Elisabeth Jacoby, zur Linken Ludwig Niehus, Charlotte Domdei, Wally Loof, Emma Fischle, Charlotte Schwarzlose.



Porzellan

So war es richtig in Folge 4 „Russisches Porzellan“ (FW 4/85): Kaolin, Quarz, Feldspat. – Der chinesische Berg Kao-ling, zu deutsch großer Hügel, gab der weißen, feinkörnigen Erde, dem Kaolin, seinen Namen. Kaolin gehört zu den wenigen Rohstoffen, über die unser Land in reichlichem Maße verfügt. Unser Bild zeigt den Tagebau „Frieden“ in Kemmlitz.
Es gewannen: 150 M Konrad Hackebeil, Karl-Marx-Stadt; 100 M Monika Koch, Stendal; 50 M Sven Winkler, Brand-Erbisdorf.

Brief

eines Gardeleutnants

Briefe von der Front aus der Zeit des Großen Vaterländischen Krieges sind denkwürdige und bewegende Zeugnisse jener schweren Jahre. Viele wurden aufbewahrt, einige erschienen in der Zeitschrift „Sowjetliteratur“. Daraus der Brief des Gardeleutnants Grigorjew an ein Kinderheim. Er schrieb diese Zeilen am 23. Dezember 1943.

Als ich bei Euch im Kinderheim zu Besuch war, habt Ihr mich gebeten, öfter zu schreiben. Jetzt wartet Ihr sicher auf einen Brief mit vielen Kampfepisoden. Doch möchte ich Euch lieber von unserem Liebling Wolga erzählen.

Von einem Nachtunternehmen kam unser Aufklärer Wassili mit einer ungewöhnlichen Beute zurück. Unter der Bluse zog er ein graues, ganz mit Kletten behangenes Knäuel hervor und setzte es auf den Boden. Das Knäuel regte sich, streckte ein kurzes Schwänzchen aus, spitzte ein zottiges Ohr, und vor uns stand ein Hündchen. Wir nannten es Wolga. Das Kerlchen lebte sich bald ein, wurde größer und kräftiger. Wolga ist aufmerksam und artig, erlaubt sich keine Frechheiten. Nur eine Schwäche hat unser Hund: Seife! Wenn man mal ein Stück liegenläßt, verschlingt er sie; dann läuft er mit unschuldiger Miene herum und schielt bloß pfiffig mit seinen schwarzen Augen nach uns. Übrigens muß man zugeben, daß er uns in gewissem Sinne zur Ordnung erzogen hat. Wenn er ein Käppi herumliegen sieht, schleppt er es weg. Der Soldat, dem es gehört, schimpft dann auf Wolga, wir aber sagen: „Bist selber schuld, gib acht auf deine Siebensachen. Sogar dem Hund mißfällt die Unordnung!“

Wolga versteht viele Kommandos. Auf den Befehl „Deckung!“ stürzt er als erster in den Graben. Heißt es „Feuer!“, streckt er sich aus und liegt still. Auf das Kommando „Entwarnung!“ kommt er hervor und läuft freudig um die Soldaten herum. Einmal wurde spaßeshalber gerufen: „Dekkung!“ Wolga stürzte in den Graben, die Soldaten kugelten sich vor Lachen. Stellt Euch vor, Kinder, der Hund nahm es krumm! Er kraxelte nach oben und begann uns anzubellen, als wollte er sagen: „Ihr glaubt wohl, ich bin dumm, nur weil ich ein Hund bin!“ Wir alle haben Wolga sehr gern. Er hat schon einen langen Weg mit uns zurückgelegt.

Das wäre alles, Kinder. Jetzt werde ich auf Eure Briefe warten. Ich weiß, Ihr lernt gut. Aber wie Ihr zeichnet, weiß ich nicht. Versucht mal, unseren Wolga zu zeichnen, und schickt mir die Bilder. Ich schreibe Euch dann, welches am besten war.

Euer Freund
Gardeleutnant Grigorjew

Wie es Wolga und seinen Soldaten weiter ergangen ist, weiß niemand zu sagen. Der Briefwechsel brach ab, und es gibt keine Unterlagen darüber, ob Gardeleutnant Grigorjew den Sieg erlebt hat.

Preisfrage

Heft 6/85

Wieviel sowjetische Breitspurwaggons wird ein Fährschiff transportieren, das dieser Tage auf Kiel gelegt wurde?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 8/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 27. März 1985. Auflösung von Heft 4/85: „Boris Godunow“ und „Chowanstschina“. Wir gratulieren Andreas Sporer, Schmölln.

Redaktion: Bernd Siegmund; Fotos: Peter Meißner, Volkmar Billeb, Lothar Willmann, TASS/J. Chalilow, ADN/ZB Kasper; Hildegard Dreyer, Detlev Christel

Sie fragen wir antworten

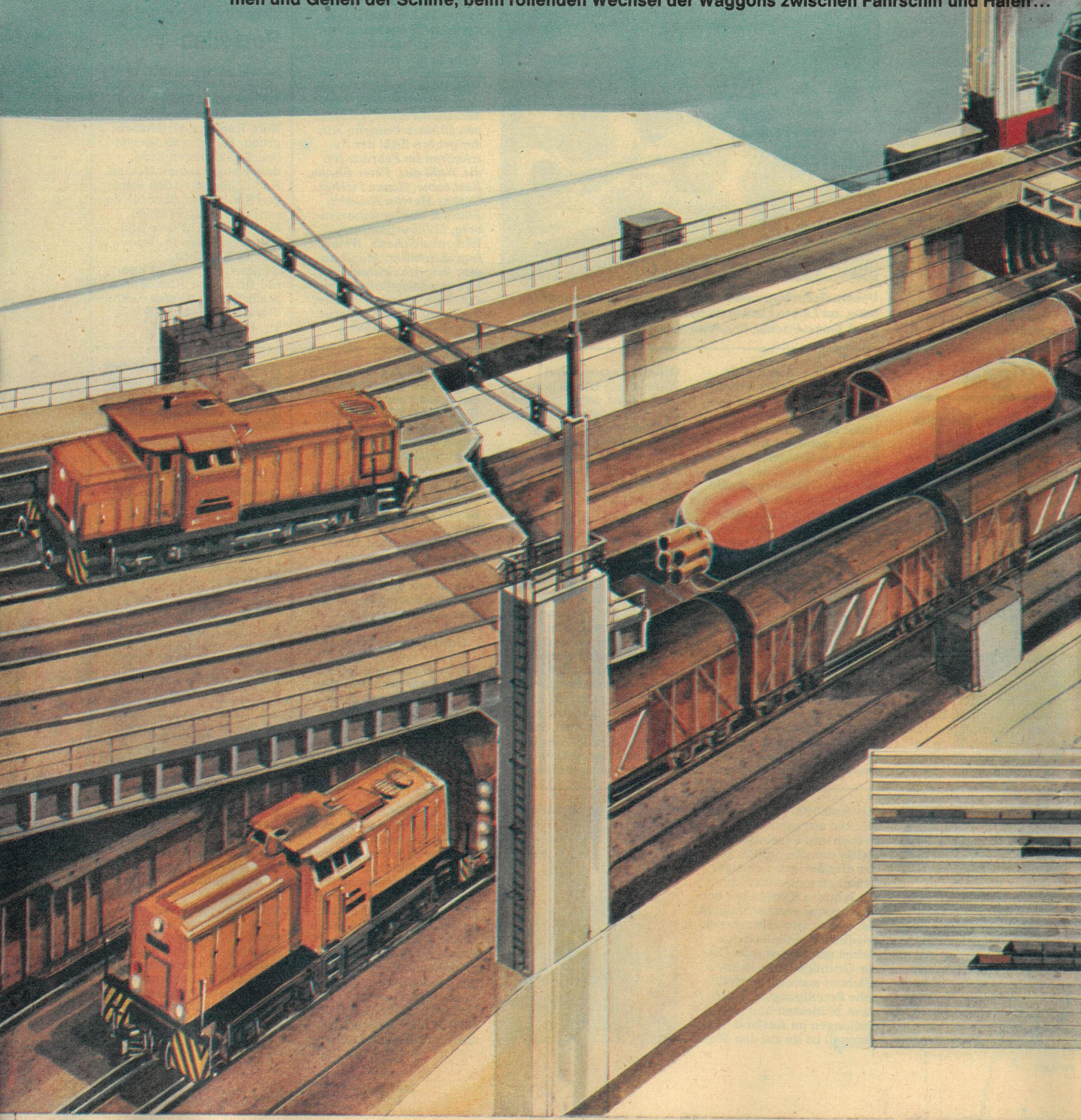
Alljährlich besuche ich während der Leipziger Messe die sowjetische Ausstellung. Sie vermittelt mir immer wieder neue Erkenntnisse für meine berufliche Tätigkeit. An welchen anderen Messen und Ausstellungen beteiligt sich die Sowjetunion noch in diesem Jahr?
Werner Pollack, Grimma

Mit etwa 8000 Ausstellungsstücken aus rund 500 Betrieben und Vereinigungen stellte sich die UdSSR auf der diesjährigen Leipziger Frühjahrsmesse vor. Im 40. Jahr des Sieges über den Faschismus veranschaulicht sie, was in vier Jahrzehnten friedlicher schöpferischer Arbeit geleistet wurde. Dieser Grundgedanke kennzeichnet auch die sowjetische Beteiligung an insgesamt 26 Messen und Ausstellungen im Ausland. Traditionell ist sie auf den Messen in den sozialistischen Ländern vertreten. So neben Leipzig auch in Brno, Plowdiw oder Poznan. Ihre Leistungsfähigkeit demonstriert die sowjetische Wirtschaft in diesem Jahr in Algier, Delhi, Lima. In Athen ist für Mai eine sowjetische Nationalausstellung geplant. Für die EXPO-85 in Tsukuba (Japan) bereitet die Sowjetunion eine große Leistungsschau vor.
In der UdSSR selbst finden 1985 14 internationale Branchen- und Fachausstellungen statt. In Leningrad beispielsweise die „Inrybprom“, die sich mit Erfahrungen zur Nutzung der biologischen Wasserressourcen befaßt, in Moskau die „Interbytmasch“ zu Ergebnissen der Kommunalwirtschaft und Haushalttechnik. Probleme der Robotertechnik, der Pulvermetallurgie, der Bewässerung stehen im Mittelpunkt von internationalen Ausstellungen in Moskau, Minsk und Taschkent.

Wolfgang Tautenhahn

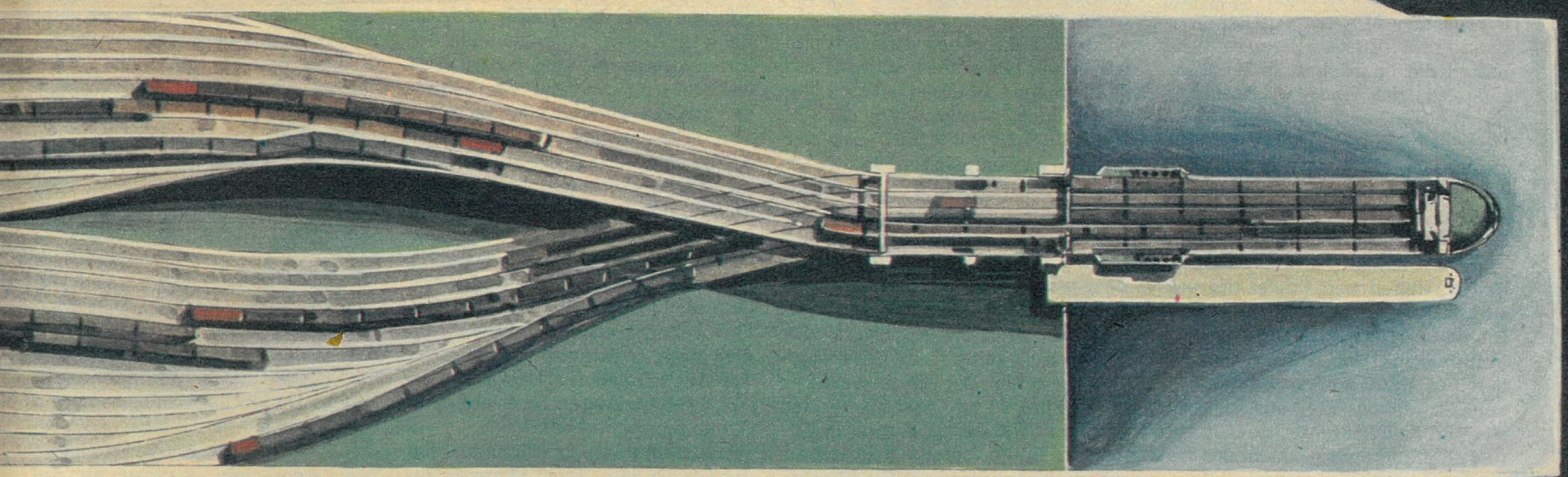
Brücke übers Meer

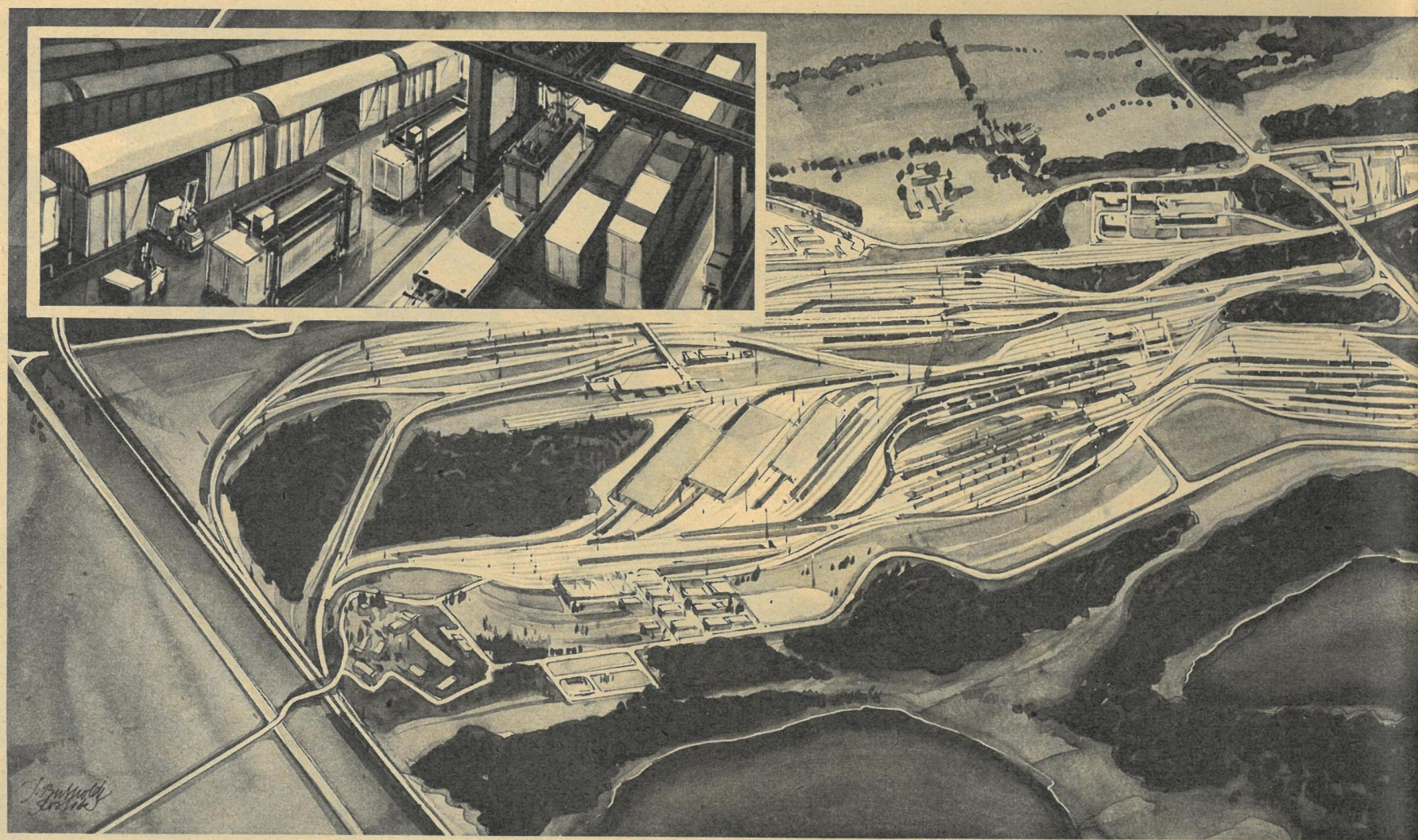
Gleise an Land – Gleise „auf See“: Die Eisenbahngroßfähre, aus Klaipeda kommend, hat festgemacht am Rügen-Kai. Ein Bild, das es noch nicht gibt, ein Bild aber, das in naher Zukunft täglich, stündlich zum Alltag des Mukraner Fährhafens gehören wird. Die Phantasie des Zeichners eilte der Zeit voraus. Wenn später – in der Realität – manches Detail auch anders sein mag, so gewinnen wir doch schon eine Vorstellung davon, wie es sein wird: beim Kommen und Gehen der Schiffe, beim rollenden Wechsel der Waggons zwischen Fährschiff und Hafen …



Ein Bericht in fünf Gesprächen
Helmuth Pelzer (Text)
Jochen Bertholdt (Illustration)
Detlef Christel (Foto)

Zwei Länder – eine Linie. Zwei Partner – ein Projekt: Die künftige Eisenbahn-Fährroute zwischen Saßnitz/Mukran (DDR) und Klaipeda (UdSSR), hinweg über 273 Seemeilen. Neue Schiffe, Piers und Fährhäfen für Millionen Tonnen Güter jedes Jahr! Nur noch zwei Sommer werden vergehen, bis das erste Fährschiff ins molengeschützte Hafenbecken schwimmt. Doch weit über den Großbauplatz an Rügens Ostküste hinaus sind seit reichlich 1000 Tagen Tausende Menschen dabei, das Vorhaben in die Wirklichkeit zu versetzen.





Brücke übers Meer

Das ist der Rhythmus, das sind die Akkorde im Lied vom kommenden neuen Hafen: Dieselrammen wummern, Schrapper und Erdbagger tuckern, Kipper brummen, Hubschrauberturbinen dröhnen, und in all den Lärm mischen sich die Schreie der Möwen, segelnd über Land und Küste. Schneestürme hatten die Landschaft in Weiß gehüllt, Grießelschnee, wechselnd in Graupelschauer, fegt über die weite, unendlich scheinende Fläche. Und drei gewesene Sommer schon: Staub, unendlich viel Staub, hochgewirbelt vom Wind, wenn die Sonne glüht. Und Modder beim tauenden Schnee, in dem Raupenketten, Reifen und Stiefel tief versinken und an allen Tagen, wenn Regen über das Inselland streicht. Termindruck und Unrast der Arbeit auf dem großen Bauplatz – aber für alle das Ziel: aus Riedwiesen und Feldern hinter Steinstrand und Steilküste wird ein neuer Hafen wachsen…

Dipl.-Ing. Rudolf Sickert, Direktor der Komplexbauleitung des Kombinats Seeverkehr und Hafenwirtschaft

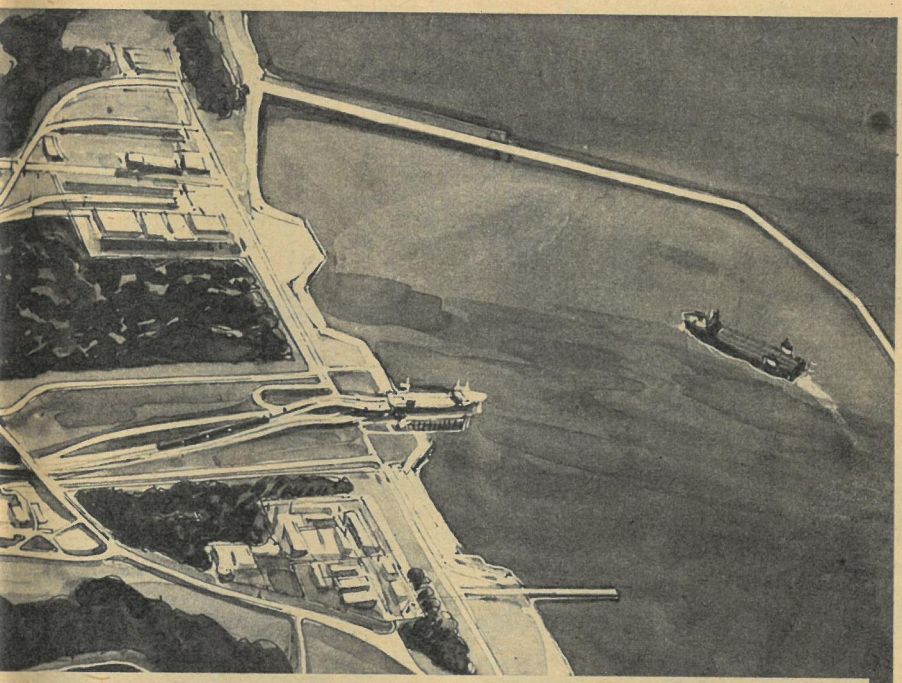
Konturen, Konturen

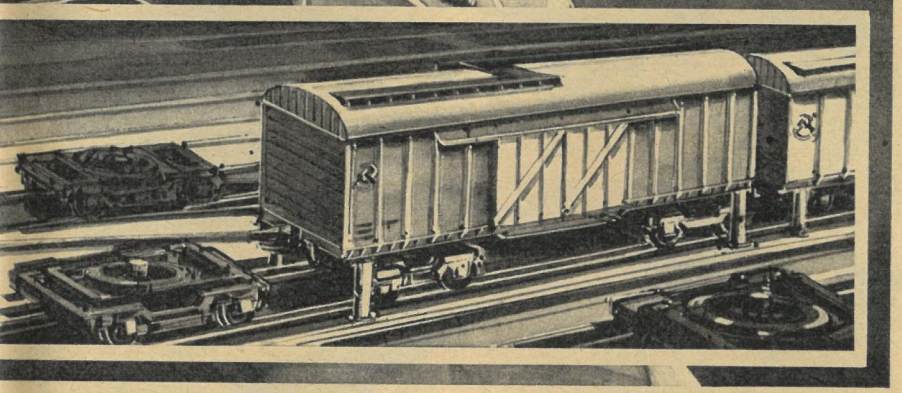
Drüben, jenseits von Schienen, Gräben, Gruben, Planierflächen und Hallen-Rohbauten, liegt das 40-Einwohner-Dörfchen Mukran. Dort, im Sommer vor drei Jahren, waren wir uns zum ersten Mal begegnet – in dem weißgetünchten Ferienheim vorm Waldrand, das anfangs den „Stab" des Großbauplatzes beherbergte und irgendwann wieder ein Ferienheim sein wird: Rudolf Sickert, seinerzeit umgeben von Zeichnungsstößen und dickleibigen Mappen. Er hatte schon damals verstanden, die Akzente bildhaft zu setzen: „Als wir hierher kamen, fanden wir außer viel frischer Luft und viel schöner Natur nichts weiter vor. Alles fing bei Null an…" – Nun, genau am 1037. Tag seit Baubeginn, ist die Umgebung anders: Geräumig, hell, aufgeräumt das Zimmer, und von hier, im obersten Stockwerk des späteren Fährbahnhof-Dienstgebäudes, reicht der Blick weit zur Küste hin und ins Land hinein, der See/Land-Umschlagplatz ist in seinen Konturen bereits deutlich zu erkennen. Ins erste schlüsselfertige Haus war der Baustab eingezogen. Ringsum erhebt sich inzwischen noch mehr unterm Hang und in der Niederung. „Nahezu drei Millionen Kubikmeter Bodenmassen müssen bewegt werden, um Fährhafen und Fährbahnhof Platz zu geben. Rund zwei Millionen Kubikmeter sind geschafft." Und wir haben es weithin auf dem Bauplatz gesehen: Wie die Nordmole in die See hineingewachsen ist, über abgesenkten Schwimmkästen der Anlegepier Gestalt gewinnt, Stahlbeton-Brükkenelemente die künftige Hochstraße andeuten, mächtige Stahlträger für die Fährbrücke geschweißt und montiert werden. Und die Höhen der Steilküste, gesäumt, bedeckt mit gewaltigen Felsbrocken, Betonblöcken, die darauf warten, am Haken von Hubschraubern und Kranen ihren endgültigen Platz im Wasser oder an Land zu finden. „Die Gebäude der Hafenverwaltung sind fertig, viele weitere Gebäude und Einrichtungen werden genutzt oder befinden sich im Endausbau. Ein Drittel aller Gleise sind verlegt, Hunderte Kilometer von Leitungen und Rohren im Erdreich verschwunden. Die imposante dreischiffige Umladehalle ist zum Teil montiert, die Umachsanlage fertig. Das Heizhaus, von dem auch die Stadt Saßnitz später Fernwärme erhalten wird, ist gleichfalls in seinen Umrissen zu sehen…" Detail für Detail ersteht vor unseren Augen, was auf dem Großbauplatz geschah und geschieht: viereinhalb Kilometer von der See landein, einen knappen Kilometer vom Dreschenberg im Norden bis zum Waldsaum vor den Wostewitzer Teichen: „Momentan sind hier dreitausend Menschen im Einsatz, und wenn ihr demnächst mal wiederkommt, könnt ihr schon ‚per Schiene' zum Fährhafen fahren…"

Oswald Müller, Direktor der Mathias-Thesen-Werft Wismar

Dimensionen, Dimensionen

Das Wahrzeichen der altehrwürdigen Hafen- und Hansestadt Wismar war zu allen Zeiten der hoch zum Himmel ragende Turm von Sankt Marien. Seit in den frühen 50er Jahren – zur Gründungszeit unserer Republik – auf Sumpfgelände hinter Kais und Hafenbecken die neue Werft entstand, prägte die hoch- und weitgespannte Kabelkrananlage als neues, industrielles Wahrzeichen die Silhouette der Stadt. Auf sie kommt Oswald Müller nachher gleich zu sprechen. Zunächst stellt er voran: „Wir Wismarer Schiffbauer empfinden es als ehrenvolle Aufgabe, für die Fährlinie DDR–UdSSR die Schiffe zu bauen. Dieser Tage haben wir die erste Eisenbahngüterfähre auf Kiel gelegt. Nur drei Jahre vergingen vom staatlichen Auftrag an die





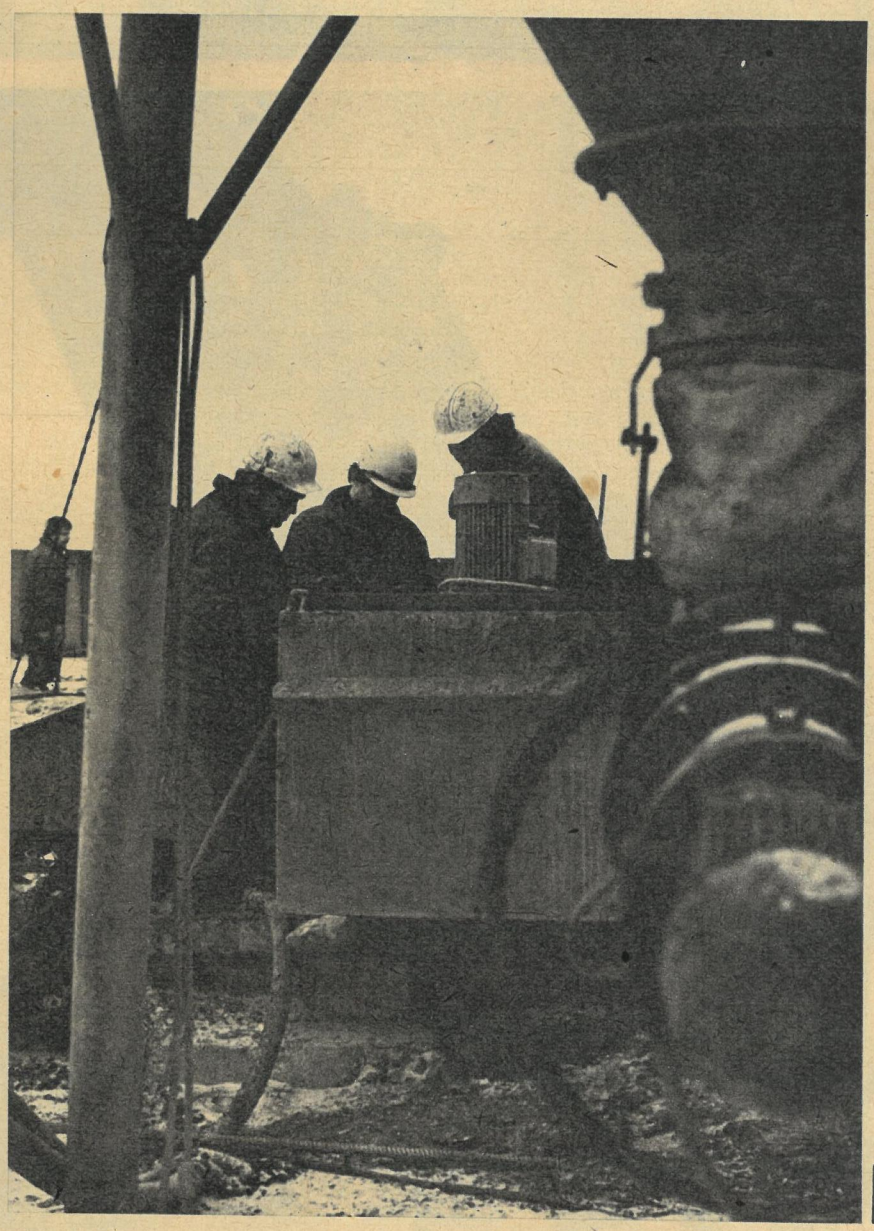
Werft bis zum endgültigen Baubeginn – eine ungewöhnlich kurze Zeit. Sie war angefüllt mit Arbeit und begleitet von bedeutenden Veränderungen auf der Werft. Denn diese sechs Fähren – jeweils drei für die DDR und UdSSR – werden, gemessen an ihrer Länge von über 190 Metern und ihrer Breite von rund 28 Metern, die größten Schiffe sein, die je auf unseren Hellingen heranwuchsen. Großschiffbau – das bedeutet für uns schon lange: Montage vorgefertigter Sektionen. Die schwersten, die wir gegenwärtig an den Kranhaken binden – für die MPC-Frachter –, wiegen bis zu 150 Tonnen. Bei den Fährschiffen gehen wir einen beträchtlichen Schritt weiter: Sektionen bis zu 300 Tonnen werden zu bewegen ein. Dazu brauchen wir zwei Krane mit doppelter Hebekraft der bisherigen ‚Marabus' – jeder für 160 Tonnen. Die von TAKRAF dafür neuentwickelten ‚Pelikan'-Krane bestimmten von nun an die Umrisse der Werft, und künftig werden wir auf die Kabelkrananlage ganz verzichten …"

Schiffe aus Wismar sind bestens eingeführt in den Flotten der UdSSR. Am Werftkai wird derzeit bereits das vierzigste „Polar/Kristall"-Kühl- und Transportschiff für den sowjetischen Partner ausgerüstet. „Die Fähren sind eine neue Herausforderung an das Leistungsvermögen unserer Werft, an Initiative und Erfahrung aller Schiffbauer des Kombinats", sagt Oswald Müller. „Es werden Zweideck-Schiffe sein mit einer Wasserverdrängung von rund 22 400 Tonnen und je fünf Gleissträngen pro Deck für 103 Breitspur-Waggons, die in minimal kurzer Zeit von und an Bord rollen. Das wurde möglich, weil die Projektanten der schwimmenden Trajekte wie der landseitigen Fährbrücken neuartige Lösungen fanden, die es ermöglichen, auf eine vertikale Bewegung der Waggons im Schiffsinnern – mittels Lift – zu verzichten …" Ein Fährhafen auf Rügen – und er zieht Kreise, bis weit ins Binnenland: Schwerlastkrane aus Leipzig, Schiffsmotoren aus Magdeburg, Propeller aus Waren, Ankerketten aus Oschatz und, und, und … „Im Sommer steht der Stapellauf der ersten Fähre bevor. Die anderen folgen ihr dichtauf. Alle sechs Fähren werden, obwohl sie unter verschiedener Flagge fahren, bis ins kleinste gleiche Schiffe sein. Die erste Eisenbahngüterfähre wird zu Ehren des XI. Parteitages der SED im Frühjahr '86 vom Werftkai ablegen. Deshalb hat sich auch unsere Werft in einen großen Bauplatz verwandelt: Helling I wurde verlängert, das Gelände um rund fünfzig Meter erweitert, 2700 Stahlbetonpfähle wurden in den aufgeschwemmten Grund gerammt, ein Montageplatz für Großsektionen entstand, wird von einem verfahrbaren Wetterschutzgebäude umgeben sein. Ein neuer Sozialtrakt, eine neue Profilhalle wurden gebaut. Und hinter allem, wovon ich spreche, stecken viel Arbeit, Mühe und Kraft. Doch die Bau- und Montageleute sowie unsere Schiffbauer wissen, worum es geht. Wir allesamt werden uns dieser neuen Bewährung würdig erweisen …"

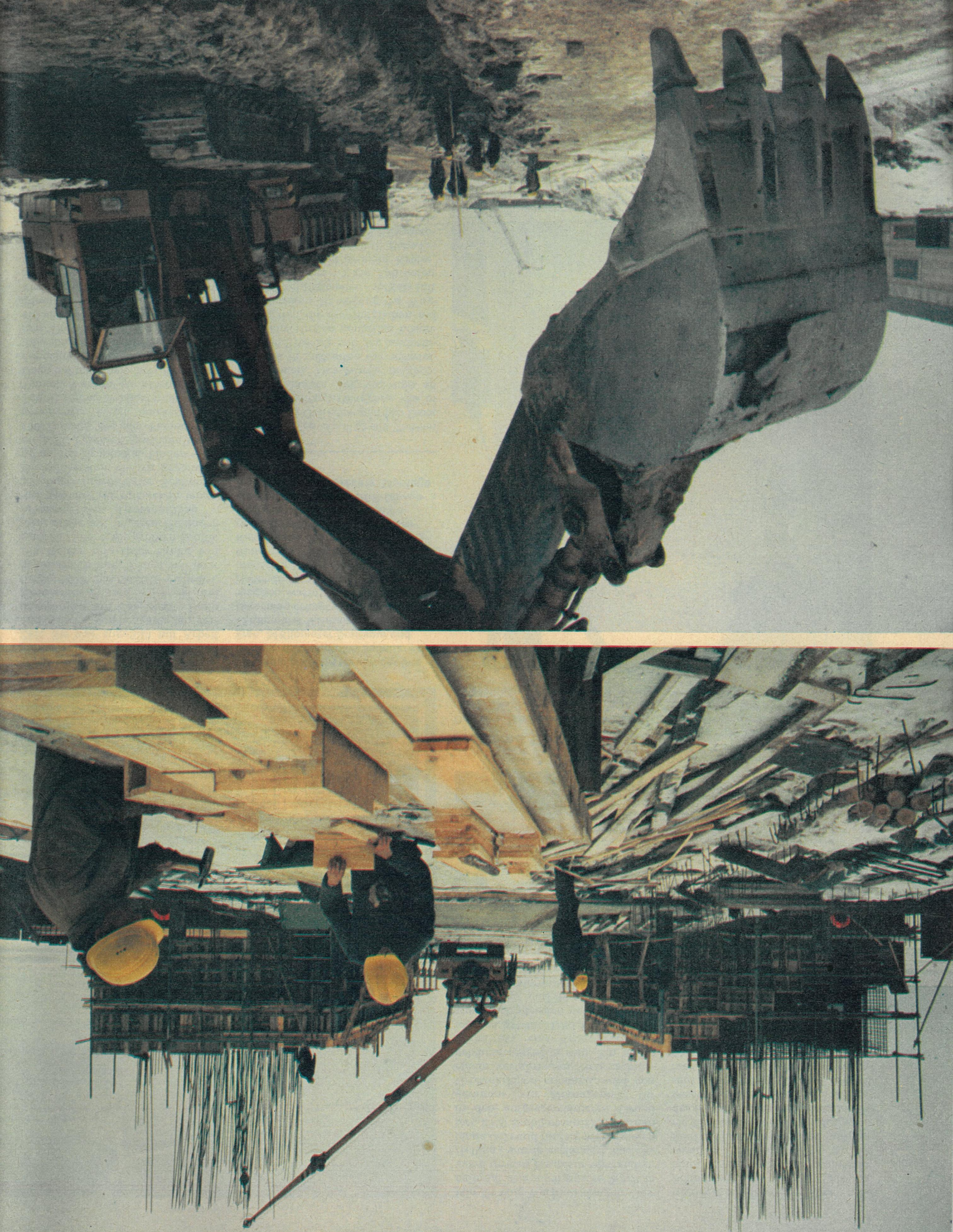
Hans-Joachim Lange, Bürgermeister der Stadt Saßnitz/Rügen

Probleme, Probleme

Der rote Backsteinbau des Saßnitzer Rathauses, nordwärts vom Fischereihafen, gibt sich ein wenig norddeutsch-barock. Ohne alle Schnörkel aber redet Hans-Joachim Lange, der Bürgermeister, wenn es um Fragen geht, die der Großbauplatz an der Stadtperipherie für Saßnitz aufwirft: „Rügen – das ist schon längst nicht mehr Abgeschiedenheit, Zurückgebliebensein früherer Tage. Unsere Zeit hat hier vieles von Grund auf verändert. Allein Saßnitz verdoppelte in den letzten drei Jahrzehnten mittlerweile seine Einwohnerzahl. Rund 15 000 Menschen leben jetzt in unserer Stadt. Zwar steht fest, daß die künftigen Mitarbeiter des Fährhafens hauptsächlich in Bergen – unserer Kreisstadt inmitten der Insel – ihr Zuhause finden werden, doch auch bei uns wird es einen gewissen ‚Einwohnerschub' geben… Oft höre ich sagen: ‚Freu dich, du bekommst demnächst ein paar hundert neue Wohnungen hinzu, und vielleicht wird Vater Staat noch einiges mehr locker machen!' Dem sehen wir mit Freude entgegen. Und wir sind uns bewußt, daß mit dem Fährhafen nicht nur ein bedeutender See-Umschlagplatz auf Rügen entsteht, sondern – neben Fischkombinat und Kreidewerken – auch ein weiteres Zentrum der Arbeiterklasse in unserem Territorium. Darauf bereiten sich – genau so wie Bergen – unsere Stadt, unser Gemeinde-



Viereinhalb Kilometer von der See landein: der Fährhafen Saßnitz/Mukran. 34 Kilometer Breitspur und 42 Kilometer Normalspurgleise. Der Umschlag erfolgt von Waggon zu Waggon, wettergeschützt unterm Hallendach (oben links) und mittels moderner Hiev- und Rolltechnik. Rund um die Uhr: drei Fähren am Kai, und pro Jahr rund 100000 Waggons. Ungefähr jeder zehnte passiert die Umachsanlage (unten rechts), um direkt ins DDR-Binnenland zu rollen. Bild rechts: Montage am Fährkai.



Brücke übers Meer

verband gründlich vor. Andererseits mußten und müssen wir uns einigen Problemen stellen. Dazu gehört, daß rund dreitausend Menschen auf dem Bauplatz mit ihren verschiedenen Bedürfnissen zusätzliche Anforderungen an die Stadtväter richten.

Nachdem die Arbeit in Mukran begonnen hatte, bauten wir zwei große Wohnheime mit 900 Plätzen; später werden sie uns als Ledigen- und Lehrlingswohnheime dienen. Doch darüber hinaus brauchen wir gegenwärtig 1200 Plätze in Privatquartieren. Erfreulicherweise finden wir bei unseren Einwohnern großes Entgegenkommen. Überhaupt erfordert die Situation von den Bürgern viel Verständnis, Einsicht und Initiativen. Ich meine, inzwischen haben wir die Dinge einigermaßen im Griff", sagt Bürgermeister Lange. Mit sichtlichem Stolz spricht er davon, daß eine vollkommen neue, schöne Strandpromenade samt Kulturplatz angelegt wurde, ein Musikpavillon nächstens hinzukommt, das rekonstruierte „Stubnitz"-Kino bald öffnet und die Jugend in ihrem neuen „Lindenhof"-Klubhaus begeistert Einzug hielt. „Sogar das vieldiskutierte Problem, daß uns Saßnitzern der beliebte Mukraner Badestrand, wenn er auch recht steinig war, durch den Fährhafenbau nicht zugänglich ist, konnte – durch die Mithilfe vieler – gemindert, vielleicht gar ausgeräumt werden: Am Großen Jasmunder Bodden, bei Lietzow, schufen wir einen vergrößerten, verschönerten Badestrand. In den Sommern seither erlebten unsere Kinder dort ihre Ferienspiele, und auch alle anderen ergriffen davon freudig Besitz..."

Dipl.-Ing. Karl Heinz Noack, Hauptingenieur im Entwurfs- und Vermessungsbetrieb der Deutschen Reichsbahn

Tempo, Tempo

Es gibt rund um die Küsten der Meere und Kontinente Hunderte größere und große Fährlinien. Die Fährrouten Gedser/Dänemark–Warnemünde oder Trelleborg/Schweden–Saßnitz gehören, mit denen über Belt, Sund, Ärmelkanal, die Straße von Messina, die Gibraltar-Meerenge oder den Bosporus, zu den ersten, ältesten Fähr„brücken" und Eisenbahn-Trajekten. Immer größer, schneller, moderner wurden die Schiffe – vorwiegend kombinierte Auto-Eisenbahn-Passagierfähren. Nur dort, wo große Güterströme – gebunden an den Transportweg Schiene – über Meerengen oder Meeresrouten gelangen müssen, lohnt es den Einsatz spezieller Eisenbahngüterfähren. Wie zum Beispiel zwischen der DDR und der UdSSR, und zwar über den kürzesten, günstigsten Weg: die Ostsee. „Aber alle Schiffe, und Fähren ganz besonders, müssen fahren, fahren, fahren. Erst das macht sie effektiv, rentiert die beachtlichen Kosten für ihren Bau", erläutert uns Karl Heinz Noack, Verkehrsprojektant, der schon bei der Neugestaltung der Fährbahnhöfe Warnemünde und Saßnitz seine Erfahrungen sammelte. Er bekräftigt, was er sagt, mit dem Bleistift; läßt schnelle Handskizzen entstehen, rechnet Zahlen vor. „Was jede beliebige Fährlinie in der Welt von einer Fährverbindung zwischen sozialistischen Partnern unterscheidet, das ist: Fährschiffe und Fährhäfen sind anderswo nicht in gleicher Hand – wie bei uns. Hier gibt es keine widerstrebenden Interessen zwischen dem Eigner der Schiffe und dem Eigner des Hafens. Wir konnten – nein, wir mußten – von den ersten gemeinsamen Überlegungen an nach optimalen Lösungen suchen. Eines war klar: Das Reisetempo der Schiffe kann nicht unbeschränkt erhöht werden. Die Kosten steigen mit jedem zusätzlichen Knoten progressiv an und steigern sich letztlich ins Unvertretbare. Die Liegezeit im Hafen war unsere Möglichkeit, und hier setzten wir an..." Das Resultat war eine klappbare Doppelstockfährbrücke. Sie ermöglicht es, komplette Wagengruppen von und an Bord zu rollen. Experten meinen, erstmalig in der Welt! „Ich gebe zu", gesteht Karl Heinz Noack, „daß es auch uns anfangs ein wenig kühn schien, weil diese Projektlösung eine Vielzahl von ‚Unbekannten' vor uns auftürmte. Doch nun sind wir sicher, daß wir beim Von-Bord-und-an-Bord-Rollen der Waggons extrem kurze Zeiten erreichen werden. In Mukran wie in Klaipeda: maximal vier Stunden Liegezeit! Das wäre, um einen Vergleich zu bringen, weniger als die Hälfte gegenüber den Schwarzmeer-Fähren zwischen Iljitschowsk und Warna..." Zunächst entstehen zwei solcher 45-Meter-Fährbrücken (an die sich jeweils ein 200 Meter langes Brücken-Dammsystem anschließt), vorproduziert und montiert vom Stahlbaubetrieb der Deutschen Reichsbahn, Dessau: eine für den Fährhafen Mukran am Prorer Wieck und eine für den Partnerhafen an der sowjetisch-litauischen Küste am Kurischen Haff von Klaipeda. Zwei weitere werden folgen. „Natürlich, diese Fährbrücken sind keineswegs billig", sagt Projektleiter Noack, „aber sie amortisieren sich rasch, weil durch den Zeitgewinn für die Schiffe mehr Güter über den günstigeren Seeweg schwimmen können. Oder, anders gesagt: Um die gleiche Menge Güter transportieren zu können, wäre – bei der traditionellen Variante des Schwerlastlifts an Bord – der Bau von zwei Fährschiffen mehr notwendig gewesen..."

Küstenland im Umbruch, Konturen des kommenden Hafens: Seepfeiler der Doppelstock-Fährbrücke wachsen zur Höhe (Bild links, oben). Baggern hinter Steilküste und Kliff, wo die Brücken-Verladepier entsteht.

Dipl.-Ing. Hans-Dieter Weiß, Leiter der HA Bauvorhaben Fährverkehr, Ministerium für Verkehrswesen der DDR

Perspektiven, Perspektiven

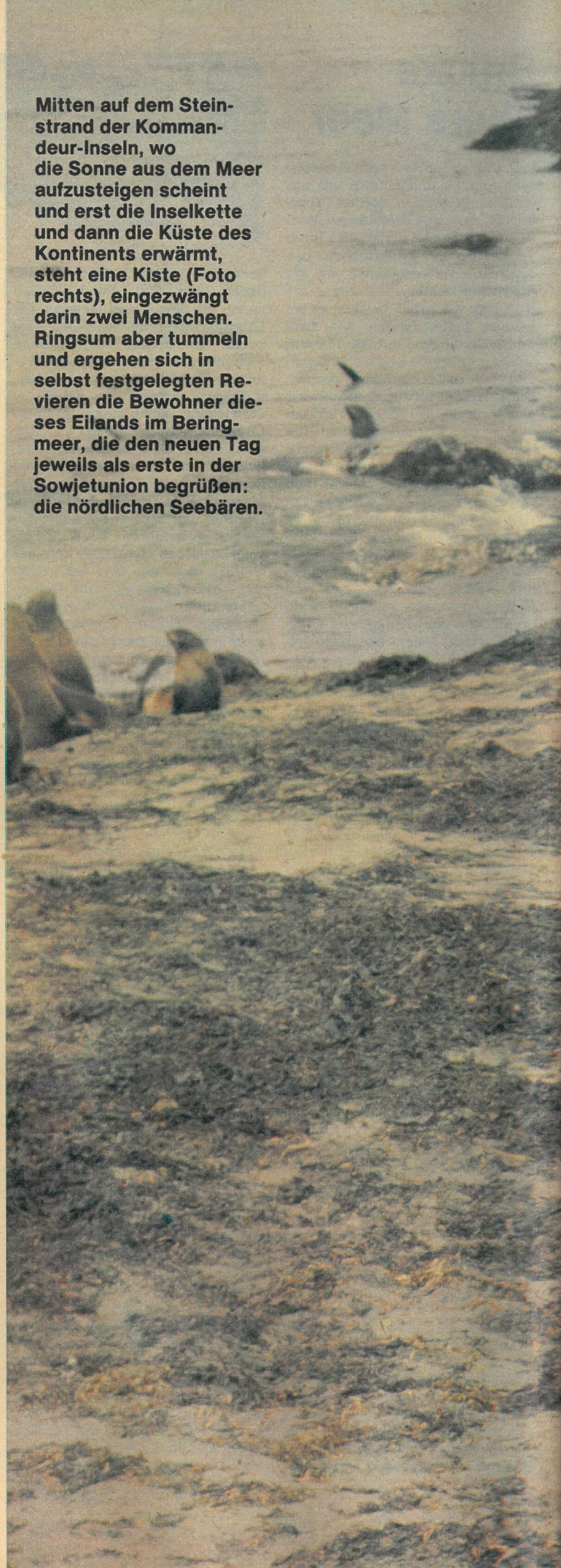
Nahezu 100000 Breitspur-Waggons, vollbeladen mit wertvollen Export-Importgütern, werden schon um die Wende der 80er/90er Jahre alljährlich im neuen Seeumschlagplatz an Rügens Ostküste über die Kaikante rollen: Stahlhalbfabrikate, paketiertes Holz, Maschinen und Anlagen, Papier und Zellstoff, Kabel, Chemieprodukte, Landmaschinen, Konsumgüter – Stückgut und Flüssiggut, mehr als fünf Millionen Tonnen zwischen jedem Neujahr und Silvester. Rund 30000 Breitspur-Güterzüge, das ist eine Schlange von Waggons – reichlich zweimal die Entfernung Saßnitz–Suhl! „Der Warenaustausch zwischen unseren beiden Partnerländern hat von Jahrfünft zu Jahrfünft beständig zugenommen. Allein seit 1981 ist er von annähernd 10,7 Milliarden auf 15 Milliarden Rubel im Wert gestiegen, demnach erhöhte sich auch die Gütermenge. Durch vertiefte Kooperation und Verflechtung unserer Volkswirtschaften wächst der Güterstrom weiter, differenziert sich in den Gutarten. Wir sehen die Perspektive bereits bis weit ins kommende Jahrzehnt", sagt Hans-Dieter Weiß und erinnert sich: „Die ersten gemeinsamen Überlegungen, eine solche stabile, ökonomisch leistungsfähige ‚Brücke übers Meer' zu schlagen – als Ergänzung zu unseren anderen drei Seehäfen – reichen in die frühen siebziger Jahre zurück. Das heißt, es wurde damals schon weit vorausgeschaut. Die konkrete gemeinsame Arbeit hat 1979 begonnen..." Dabei ging es um sehr vieles zugleich: die idealsten Hafenstandorte und die ökonomischste Seeroute zu ermitteln, für die neu zu bauenden Fährschiffe die optimale Kapazitäts- und Konstruktionsvariante zu finden, ihre erforderliche Anzahl mit den erwarteten Güterströmen ins günstigste Verhältnis zu setzen, die Hafen- sowie die landseitigen Anlagen in engste Übereinstimmung zu bringen und anderes mehr. Hans-Dieter Weiß, vertraut mit jeder kleinsten Einzelheit, vermittelt uns einprägsam das Bild des Fährhafens, der ein sogenannter Außenhafen sein wird – in die See hinaus gebaut, durch seine 1350 Meter lange Nordmole und die Südmole vor Stürmen und Wogen geschützt, 99 000 Quadratmeter Wasserfläche, die Wendeplatte – auf der die Fähren vorm Anlegen bequem drehen können – allein 600 Meter im Durchmesser, die Einfahrt mehr als 100 Meter breit... Im Herbst kommenden Jahres legt das erste Fährschiff, das unter DDR-Flagge fahren wird, am Brückenkai an. Weshalb diese Fährverbindung überhaupt? „Weil der Fährtransport über See um ein Mehrfaches billiger ist und lediglich ein Drittel an Zeit erfordert gegenüber dem bekanntermaßen hochbelasteten Schienenweg zwischen der UdSSR und der DDR. Und weshalb Mukran, der entlegene Inselort auf Rügen? „Weil sich dieser Standort – unter sechs anderen zwischen Greifswalder Bodden und der Küste an der Mecklenburger Bucht bei Rostock, die gleich gründlich geprüft wurden – als der günstigste, perspektivreichste erwiesen hat. Überdies liegt er unmittelbar an der Nord-Süd-Eisenbahnmagistrale Saßnitz/Binnenland, wobei uns unter anderem die zweigleisig ausgebaute Strecke Berlin–Pasewalk–Stralsund noch einiges an Kapazitätsreserven bietet. Übrigens, sie wird schon in nächster Zukunft bis nach Rügen und Saßnitz elektrifiziert!"

Der Fährhafen Saßnitz/Mukran – das ist ein volkswirtschaftliches Milliardenobjekt. Die Fährlinie DDR–UdSSR – eine Aufgabe für eine Vielzahl von Menschen beider Länder, und die Häfen, Fährkomplexe hier wie dort: zwei neue Pfeiler der „Brücke der Freundschaft", über die hinweg beide Partner sich so viel geben...

Zusatzfoto: Volker Hohlfeld

Umzug vom Ende der Welt

Mitten auf dem Steinstrand der Kommandeur-Inseln, wo die Sonne aus dem Meer aufzusteigen scheint und erst die Inselkette und dann die Küste des Kontinents erwärmt, steht eine Kiste (Foto rechts), eingezwängt darin zwei Menschen. Ringsum aber tummeln und ergehen sich in selbst festgelegten Revieren die Bewohner dieses Eilands im Beringmeer, die den neuen Tag jeweils als erste in der Sowjetunion begrüßen: die nördlichen Seebären.

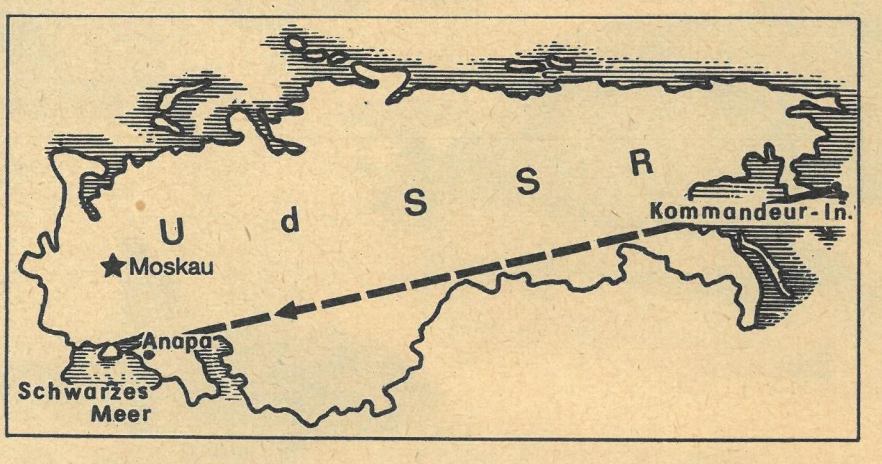


Als im Frühsommer vorigen Jahres auf den Kommandeur-Inseln Biologen und Tierärzte auftauchten und einige junge Seebären einfingen, die auf dem Hauptliegeplatz Unterkunft gefunden hatten, ahnten die Außenseiter unter dem Robbennachwuchs nicht, daß sie bald schon zu Spitzenreitern ihrer Art werden sollten: Gewogen und für schwer genug befunden (Foto oben), gingen sie auf eine zehntausend Kilometer lange Weltreise um ein Viertel des Erdballs, die erst an der Südküste des Landes, am Schwarzen Meer endete ...

Die Seebären – edelste, weil wertvollste Vertreter aus der Familie der Ohrenrobben – sind von jeher weitgereiste Gesellen. Zu Beginn des Winters sammeln sie sich rudelweise im ufernahen Wasser. Es beginnt die Zeit der weiten Wanderungen. Sie ziehen in Meere, die wärmer sind und in denen es ausreichend Nahrung gibt – viele Hunderte und Tausende Kilometer von den Sammelplätzen entfernt. Das sind Gebiete in der Nähe der japanischen Inseln und in den küstennahen Gewässern der koreanischen Halbinsel. Manche schwimmen weit in den Stillen Ozean hinaus, mitunter bis zu den Hawaii-Inseln. Doch die große Reise der Seebären endet immer dort, wo sie ihren Anfang nahm: auf den steinigen Liegeplätzen, die sich diese eigentümlichen Säugetiere und Meeresbewohner zur Heimat auserkoren haben.

Dabei sind die Bärenrobben, wie nur wenige Tiere überhaupt, kaum an einen ganz bestimmten Lebens-

Umzug vom Ende der Welt



raum gebunden: Sie fühlen sich an Land ebenso zu Hause wie im Wasser. Sieht man die ausgezeichneten Schwimmer durchs Meer gleiten, wie sie sich pfeilschnell im Wasser bewegen, hoch hinaus springen und nach Beute mühelos bis in hundert Meter Tiefe tauchen, hat man keine Zweifel mehr, daß sie fürs Wasserleben wie geschaffen sind. Der torpedoförmige Rumpf, beim männlichen Alttier immerhin gut zwei Meter lang und bis zu 380 Kilogramm schwer, bildet zusammen mit dem Kopf einen idealen Stromlinienkörper. Vorder- und Hintergliedmaßen fungieren als hochwirksame Flossen. An Land aber geht eine erstaunliche Verwandlung vonstatten: Die Flossen werden zur Seite geklappt, und ihre Unterseiten übernehmen die Funktion von „Handflächen", auf denen sich die Seebären abstützen und schnell vorwärts bewegen.

Zu Hause an Land und im Wasser

Die Grenze zwischen Wasser und Land teilt allerdings auch den Lebenszyklus der Tiere in zwei Hälften: Geburt, Kinderstube und Fortpflanzung sind dem Ufer vorbehalten. Kraft und Nahrung sowie alles, was – bis hin zur Körperertüchtigung – im weiteren Sinne mit dem Großwerden zusammenhängt, kommt dagegen aus dem Meer. Alle Jahre wieder verlassen im Frühjahr als erste die kräftigen, erwachsenen Männchen das Wasser. Noch weht ein rauher, kalter Wind über die Küsten der Inseln im Beringmeer, rollt die Brandung über die steinigen Strände, von denen der letzte Schnee gerade weggetaut ist. Da tauchen hier im wahrsten Sinne des Wortes die Seebären auf, suchen nach ihnen bekannten Merkmalen einen ganz bestimmten Uferabschnitt auf. Die Reviere werden nach dem Gesetz des Stärkeren nicht immer kampflos verteilt. Für rund zwei Monate, so lange dauert in der Regel der Landaufenthalt, wird keiner der Haremsbesitzer die Grenzen seines Minireichs auch nur um einen Schritt verlassen dürfen, will er es nicht an einen der schon darauf lauernden Nachbarn verlieren. Deshalb jagen und fressen die Männchen während dieser Zeit nichts, sondern zehren von ihren im Winter angelegten Fettpolstern.

„Zu diesem Zeitpunkt erscheinen die Weibchen am Ufer", berichtet der sowjetische Wissenschaftler Dr. Alexej Supin, einer der bekanntesten Fachleute auf dem Gebiet der Lebens- und Verhaltensforschung bei den Seebären. „Elegante und zierliche Schönheiten, die sie sind, nehmen sie die ihnen gefälligen Plätze am Strand ein und geraten dadurch unter den Schutz und Beistand desjenigen Männchens, auf dessen Gebiet sie sich niedergelassen haben. Einige Männchen können es auf diese Weise zu einem Harem von etwa dreißig Weibchen bringen ..."

Ein Pelz gegen Kälte und Wasser

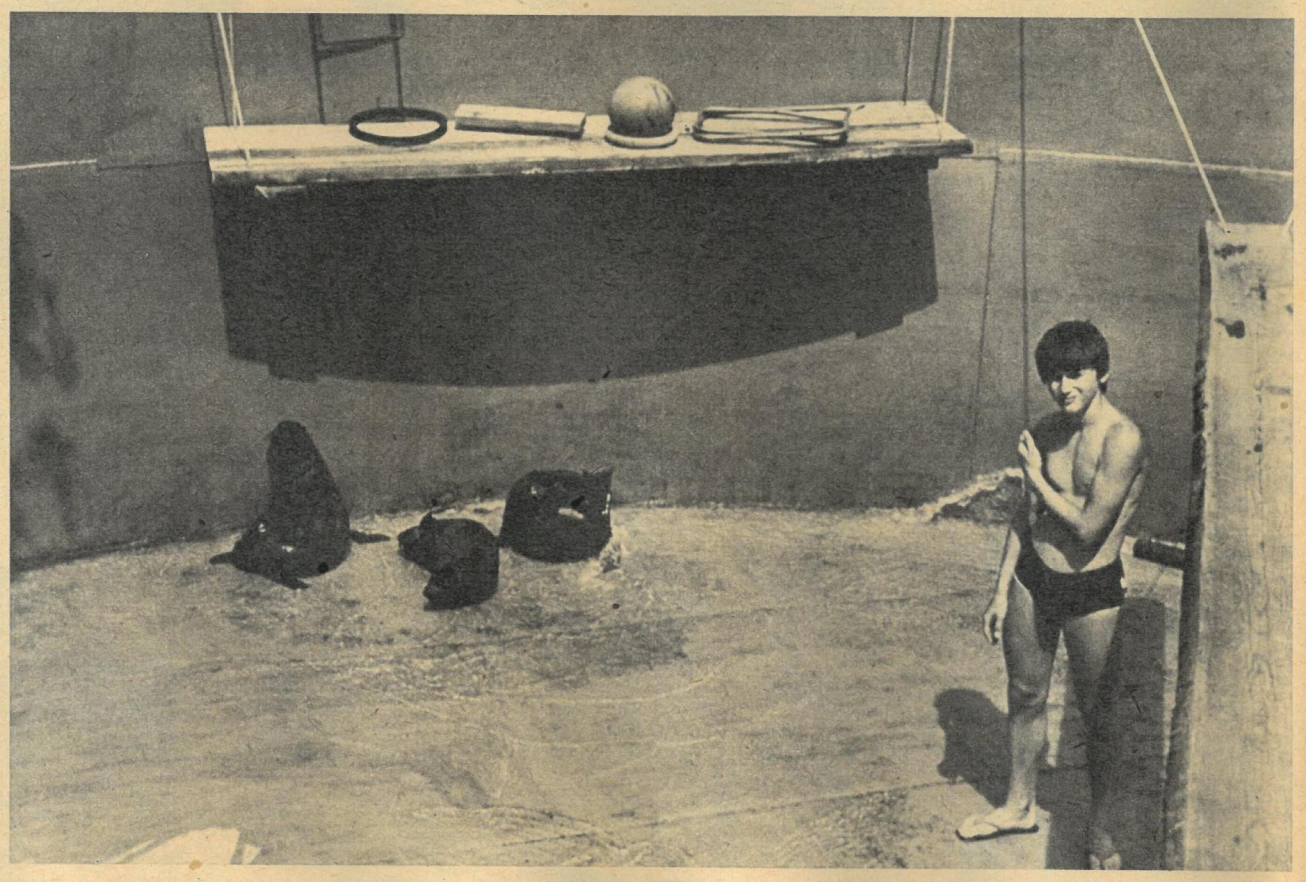
Der kurze Sommer ist hier im hohen Norden schnell verflogen und damit auch die Hochzeitsstimmung der Bärenrobben. Die Harems lösen sich auf, erste Pläne für die große Winterreise werden geschmiedet. Was die Reisekleidung angeht, ist ja alles von Natur aus bestens bestellt: Warm und mollig wie kaum noch bei einem anderen Tier auf Erden ist das Fell der Seebären. Sie gehören zu den Lebewesen, die am dichtesten behaart sind: Auf jeden Quadratzentimeter Haut kommen etwa 50 000 Härchen. Um das Naßwerden zu verhindern, stattete die Natur die Tiere mit einem originellen dachziegelartigen Haar aus. Im Frühjahr, wenn die Seebären nach dem monatelangen Aufenthalt im Meer wieder die Liegeplätze aufsuchen, reicht es, sich einmal kräftig zu schütteln – und das Fell ist wieder trocken und flauschig, als wäre es nie der Feuchtigkeit ausgesetzt gewesen.

Dieser wunderbare Kälte- und Wasserschutz der Tiere gereichte ihnen jedoch nicht nur zum Nutzen, sondern war gerade die Ursache allen Unheils, das über sie hereinbrach und sie mit Beginn unseres Jahrhunderts an den Rand des Untergangs führte. „Der räuberische Abschuß der begehrten Pelzlieferanten ließ sie fast aussterben", erläutert Dr. Supin. „Erst in den letzten Jahrzehnten wurden für ihren Schutz gesetzliche Regelungen getroffen: Die Jagd wurde unter strenge Kontrolle gestellt, detaillierte Forschungen zur Biologie der Tiere setzten ein, und es entstanden Möglichkeiten, sich näher mit diesen in vielerlei Hinsicht bemerkenswerten Lebewesen vertraut zu machen."

Die Sowjetunion war dabei nicht nur eines der aktivsten Mitglieder in der internationalen Kommission zum Schutz der Seebären, sondern auch Initiator einer ganzen Reihe von wirkungsvollen Vorschlägen zur Rettung dieser einzigartigen Meeresbewohner. Das fand seinen Ausdruck auch auf der vorerst letzten, der 27. Tagung dieses Gremiums, die im Frühjahr 1984 nicht von ungefähr in Moskau stattfand. Der internationalen Konvention zufolge ist übrigens der Fang der Tiere auf See grundsätzlich untersagt. Lediglich eine Ausnahme wurde vereinbart: der Fang für Forschungszwecke. Die Seebärenjagd auf den Liegeplätzen ist international auf eine vorgeschriebene Quote beschränkt.

Die gesetzlichen Bestimmungen in der Sowjetunion sind besonders scharf: So wurde jegliche land-, forst-, fisch- oder andere wirtschaftliche Tätigkeit im Umfeld der Liegeplätze auf den Kommandeur-Inseln, den Kurilen, den Pribylow- und den Robbeninseln prinzipiell untersagt. Gleichzeitig sind erhebliche Mittel für die Forschungsarbeiten bereitgestellt worden, auf deren Basis sich Kriterien zur Erhaltung der so selten gewordenen Flossenfüßer festlegen lassen.

Jahrelang ließen die Wissenschaftler für Monate ihre Familien und allen Wohnkomfort im Stich und zogen mit ihren Fotoapparaten, Beobachtungstabellen und Kästen vor Ort. Mit diesem selbstgebauten ‚Anstand' konnten sie sich unbemerkt unter den Tieren aufhalten und sie beispielsweise regelmäßig zählen. Doch komplizierte Forschungen wurden jetzt notwendig, vor allem zielgerichtete Experimente, wozu man eine gut ausgerüstete biologische Station braucht. Wie diese in den Fernen Osten mit seinen unwirtlichen Klimabedingungen schaffen? Und überhaupt: Wären in den kurzen Flitterwochen unter den Lebensbedingungen in der bis auf den letzten Quadratmeter aufgeteilten Seebärenkolonie wirklich detaillierte Untersuchungen möglich, ohne den empfindlichen Tieren diese wenigen verbliebenen Kinderstuben für ihren



Aus dem Fernen Osten kommend, fanden die Seebären eine neue Heimat am Schwarzen Meer (Karte links oben). In diesem Becken (links unten) begannen die Experimente zur Erforschung der Biologie und der Verhaltensweisen der Bärenrobbe. Nahrungsprobleme gibt es nicht, denn sie nahmen den Schwarzmeerstöcker (Bild oben) mit Genuß.

Nachwuchs zu verleiden und sie wer weiß wohin zu vertreiben? Andererseits stand den sowjetischen Forschern bei Anapa am Schwarzen Meer eine hervorragend ausgerüstete biologische Station zur Verfügung, die sich schon über Jahre bei der Beobachtung von Delphinen bestens bewährt hatte. Sollte man nicht einfach versuchen, einige der Seebären hierher umzusiedeln?

Wenn es dem Seebär zu warm wird

Das Hauptproblem eines solchen Umzugs, die Gewöhnung an das weitaus wärmere Klima in der gemäßigt subtropischen Zone, mußte sich nach Meinung der Spezialisten noch am einfachsten lösen – nämlich von selbst. Die Bärenrobben verfügen über eine eigenartige Möglichkeit der Wärmeregulation, die man schon seit langem bei den im Meer ruhenden oder schlafenden Tieren beobachtet hatte: Sie nehmen dann eine geradezu drollige Pose ein, neigen den herausgestreckten Kopf zur Seite und bedekken ihn mit den Hinterflossen. Die drei zusammengefalteten Flossen wirken sich im kalten Wasser günstig auf die Erhaltung der Körpertemperatur aus. Die Seebären steuern nämlich selbst größere Temperaturschwankungen, indem sie die nicht mit Fell bedeckten Flossenflächen verändern. Die Haut übernimmt dann die Funktion eines Wärmeaustauschers, über den die überflüssige Wärme abgeleitet wird. „Wenn es dem Seebären zu warm wird", erklärt Dr. Supin, „kann er die Flossen einfach ins Wasser eintauchen oder hochheben und in den Wind halten und dabei mit ihnen wie mit einem Fächer wedeln. Der Effekt stellt sich sofort ein: Der Körper kühlt sich bis zur erforderlichen Temperatur ab, wenn das Tier dagegen friert, steckt es die Flossen unter den Körper oder legt sie übereinander, um auf diese Weise die Oberfläche zu verkleinern – die Wärmeabgabe verringert sich sofort. Diese Methode gestattet es, die Körpertemperatur auch bei extremen Schwankungen der Umwelt konstant zu halten. Das stimmte uns hinsichtlich der Umsiedlung ins Schwarze Meer von vornherein optimistisch…", zurecht, wie sich später herausstellen sollte.

Eines Tages war es dann soweit. Das bisher in der Welt einmalige Experiment begann. „Nach einer Reise zu Wasser und in der Luft landeten die ungewöhnlichen Passagiere auf dem Flughafen Anapa", berichtet Dr. Supin. „Eine letzte kurze Anstrengung – und die Reise, die längste wohl, die je Seebären gemacht haben, war zu Ende. Sie waren in der neuen Heimat angekommen und fühlten sich sogleich ausgesprochen wohl. Mit sichtbarem Vergnügen schwammen und sonnten sie sich und empfanden vor den Menschen keinerlei Scheu. Und alles, was sie umgab, erregte ihre unbändige Neugier. Auch der Schwarzmeerstöcker, eine Bastardmakrele, schmeckte ihnen. Man kann also sagen, daß das Experiment der Umsiedlung gelungen war."

Und gibt es schon erste wissenschaftliche Erkenntnisse neuer Art? Dr. Supin: „Die Begrenztheit des Bassins, in dem es einfach nicht möglich war, das Terrain in Reviere aufzuteilen, zwang die Seebären, in einer Familie zu leben, was aber zu keinerlei ernsthaften Konflikten führte. Es bildete sich sogleich eine Hierarchie heraus, bei welcher der Stärkere über den Schwächeren dominierte. Das schloß nicht nur die Wahl der besten Plätze auf den Sonnenpodesten ein, sondern auch die schmackhaftesten Happen. Die Stärkeren schnappten immer als erste nach den zugeworfenen Fischen … Eine der interessantesten Entdeckungen gelang uns aber, nachdem wir den Seebären unter Narkose Elektroden in die Großhirnrinde implantiert hatten und so die bioelektrische Aktivität der Nervenzellen messen konnten: Wie man das bisher nur von den Delphinen und sonst keinem weiteren Lebewesen auf Erden kennt, ist beim Schlaf der Seebären nur ein Teil des Gehirns im Ruhezustand, während der andere die volle Aktivität fortsetzt. Bei den Kaspi-Robben waren ähnliche Versuche zuvor übrigens negativ ausgefallen – es stellte sich heraus, daß der Schlaf bei ihnen wie bei den meisten anderen Lebewesen das gesamte Hirn ergreift. Im Unterschied zu den Delphinen jedoch, die ihren Tiefenschlaf stets partiell ausführen, ist bei den Seebären der Wachzustand einer der Hemisphären offenbar nur ab und an ausgeprägt. Bei ihnen, die sie sowohl im Wasser als auch auf dem Lande leben, sind auch beide Schlafformen möglich." Ein Rätsel mehr im Verhalten dieser Umsiedler vom Ende der Welt… *Dr. Dietrich Pätzold*

Wir danken der Zeitschrift „Wissenschaft in der UdSSR" für die freundliche Unterstützung.

Fotos: E. Ettinger (2), O. Popow (2) Karte: Arfert

Im nächsten Heft:

Söhne der neuen Welt

Als junger Mann war er Lehrer, heute ist der siebzigjährige Dondogijn Zewegmid (Foto) Schriftsteller, Akademiemitglied, stellvertretender Ministerpräsident. FREIE WELT war zu Gast bei mongolischen Schriftstellern dreier Generationen.

Foto: D. Steinberg

Transdanubien…

…zu deutsch – jenseits der Donau: Das war die letzte Region Ungarns, die im April 1945 durch die Rote Armee vom Faschismus befreit wurde. FW-Reporter besuchten das alte Städtchen Sopron.

Edelsteine aus der Retorte

Sowjetische Spezialisten entwikkelten neue Methoden zur Gewinnung hochhitzegefeiter Superkristalle für Industrie und Wissenschaft.

Stradivari für Sibirien

Schüler Sachar Brons ist er, Schüler Igor Oistrachs war Sachar Bron: Wadim Repin (Foto), hoffnungsvolles Violintalent aus Nowosibirsk.

Foto: V. Billeb

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

RUSSISCHES PORZELLAN (6)

Festlichkeit mit Brot und Salz

Zu Beginn der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts hatte das ideell-ästhetische Programm des Klassizismus in allen Sparten der Kunst seinen progressiven Inhalt erschöpft. Der Geschmack wandelte sich. Die strenge Sprache der klassischen Form befriedigte nicht mehr. Auf der Suche nach neuen Ideen begannen die Künstler, sich längst vergangenen Stilen zuzuwenden: der Gotik, der Renaissance, dem Rokoko. Die Tendenz der Zeit zu großen Maßstäben, zu schwerfälligem Luxus, zu schweren Farben drückte sich bald auch im russischen Porzellan aus. Aber wenn in den Fabriken „aristokratischer" Art – der Kaiserlichen Manufaktur, dem Jussupowschen, dem Kornilowschen Unternehmen – die schematische Vereinigung der verschiedenartigen Stile meist zur eklektischen Nachahmung der Kunst der Vergangenheit führte, so lebten in den Erzeugnissen der Mehrheit der Privatmanufakturen, die auf demokratischeren Geschmack ausgerichtet waren, die Traditionen der Volkskunst noch sehr lange fort. In den dreißiger und vierziger Jahren waren die Schöpfungen der Fabrik von Alexej Popow (siehe auch FW 4/85) für ihre originelle leuchtende Malerei auf farbigen Gründen berühmt. Außerordentlich populär waren die Chlebosol-Platten, auf denen bei festlichen Anlässen nach russischem Brauch Brot und Salz dargebracht wurden. Ihre Herstellung erforderte besondere technische Meisterschaft, da sich die großen Gegenstände oft beim Brennen verzogen. Lediglich die verspielten Schnörkel der Rocaille, die die Blumenmalerei einfassen, erinnern hier an das Rokoko. Im übrigen aber klingt in den mit Bravour hingeworfenen Blumen, Früchten, Buketts in satten, fröhlichen Farben, die keine Kontraste fürchten, mit voller Kraft die lebendige Festlichkeit bunter russischer Schmuckformen.

In der Überschrift finden Sie das Markenzeichen dieses Porzellans.

Wasilissa Pachomova-Göres

UNSERE FRAGE:

In welchen Jahren war in der europäischen Kunst der Stil des Rokoko vorherrschend?

Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Kennwort „Russisches Porzellan 6" an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 27.3.1985. Auflösung und Gewinner in Heft 8/85, Leserforum. Gewinnen können Sie 150 M, 100 M und 50 M. Viel Erfolg!

Foto: W.J. Potschajew